

Deutsche Zeitung

Wochen-Ausgabe

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Troppmaier

BRASILIEN

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.

Abonnementspreis: Jährlich 12\$000. Ausland 20\$000. — Einzelne Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft.

Redaktion und Expedition

Rua Libero Badaró Nr. 64, 64 A - Caixa do Correio Y

Geschäftsstelle in Rio de Janeiro:

Avenida Rio Branco 87, II. Stock. Caixa do Correio 302

Nr. 6

São Paulo, 3. August 1912

IX. Jahrg.

Volkswirtschaftliche Rundschau

Bundeskontrolle über die auswärtige Pumperei. — Monroe-Doktrin und Staatsschulden — Nationale Verantwortlichkeit als moralische Pflicht und finanzpolitische Notwendigkeit. — Brasilien mit reinem Tisch Tuch. — Das gegenwärtige Pumpfieber und seine Gefahr, Stichproben. — Ehrenpunkt und Verpfändung. — Verfassungsrechtliche Begründung. — Die Schuld der Bürger. — Parteipolitische Gefahr. — Anleihekommision statt Kongress als Kontrollorgan.

Die Gesetzesvorlage des fluminenser Senators Sá Freire, welche die Bundeskontrolle über alle nationalen, staatlichen und munizipalen Anleihen und Titulemissionen im Auslande einführen will, hat diese Woche bereits die erste Lesung im Senat siegreich überstanden, nachdem sie im Rat wie auch in der Presse allgemeinen Beifall und nur vereinzelte Opposition, aus konstitutionellen Rücksichten, gefunden hat.

Das Projekt entspricht einem dringenden aktuellen Bedürfnis finanzwirtschaftlichen Charakters, enthält aber zugleich ein schwieriges Problem der internationalen Politik, das besonders unseren pan-amerikanischen Kongressen viel zu schaffen machte und auch auf der letzten Haager Konferenz einen der meistumstrittenen und wichtigsten Programmpunkte bildete. Es ist doch die Frage, wie weit und mit welchen Mitteln die Staaten für ihre im Auslande gemachten Schulden verantwortlich gemacht werden können. Bekanntlich gibt es eine Partei unter den Amerikanisten, welche der Monroe-Doktrin eine so weite Ausdehnung gerade auf dem Gebiete der Finanzen geben möchte, daß gegen sie niemals irgendwelche Gewaltmittel zur Erfüllung finanzieller Verpflichtungen angewendet werden können, eine Deutung, die besonders die kleinen Pump-Staaten für sich ausnutzen wollten, der sich aber vor allem die Vereinigten Staaten von Nordamerika, wohl am meisten aus realpolitischen Gründen, widersetzen und im Einklang mit den Forderungen der europäischen Mächte am Haager Kongreß für diese Frage die Anwendung der internationalen Schiedsgerichte in Vorschlag brachten, in einer Weise, daß gegen böswillige Schuldner die Anwendung von Zwangsmitteln nicht ausgeschlossen ist. Brasilien befand sich in dieser Streitfrage stets auf der Seite der vollen Verantwortlichkeit des Staates für die im Auslande eingegangenen Verpflichtungen. Und auf diesem Standpunkt des Verantwortlichkeitsgefühls steht auch das in Be-

ratung stehende Projekt Sá Freire. Es geht von dem Grundsatz aus, daß schließlich das ganze Land für die Verpflichtungen aufkommen muß, welche seine Regierung oder einzelne Teile des Landes im Auslande kontrahiert haben, wenn nicht mit ausdrücklicher, formeller, so doch mit stillschweigender Billigung der Nation selber.

Das ist jedenfalls der einzig gesunde, wenn auch nicht gesetzlich absolut geforderte, so doch moralisch und finanzpolitisch richtige und praktische Standpunkt, der auch dem Projekt so sympathische Aufnahme verschafft, trotz der konstitutionellen Bedenken, die dagegen erhoben werden können. Es ist nicht zu verwundern, daß diese Gesetzesvorlage gerade im Auslande günstige Aufnahme fand, wie sich diese in Telegrammen von den großen Finanzplätzen kundgab. Denn man erblickt darin den festen Vorsatz Brasiliens, auch in Zukunft sich seinen makellosen Ehrennamen und seinen Kredit als solventer Schuldner zu bewahren, wie es dies auch selbst in den schwersten Zeiten, so in der des „funding loan“ getan hat. Nach dieser Hinsicht ist die Tatsache beachtenswert, daß weder in der Presse noch in der parlamentarischen Debatte darüber ein Zweifel erhoben wurde, daß schließlich das ganze Land, die Bundesverwaltung für brasilianische Staaten oder Gemeinden in die Bresche treten müßte, wenn solche in ihren Verpflichtungen gegen das Ausland insolvent würden. In Wirklichkeit haben das ja auch andere Staaten praktisch erfahren. So blieb schließlich auch der argentinischen Nationalregierung nichts anderes übrig, als für verschiedene ihrer überschuldeten Provinzen und Städte aus der Staatskasse den auswärtigen Schuldendienst zu besorgen und dafür dann in interner Rechnung jene zu belasten, ein Verfahren, das dort bis heute innegehalten wird, während bei derartigen neuen provinzialen und munizipalen Anleihen im Auslande nun jedesmal dort die ausdrückliche Erklärung vonseiten des diplomatischen Vertreters abgegeben wird, daß die Bundesregierung für die kontrahierte Schuld keinerlei Verpflichtung übernehme. Aber im Ernstfalle würde doch auch eine solche Erklärung praktisch zu einem großen Teil wieder hinfällig werden. Es darf mit ruhigem Gewissen konstatiert werden, daß Argentinien in den erwähnten Fällen der Insolvenz seiner Provinzen und Städte nicht etwa aus reinen moralischen Skrupeln schließlich als Zahler eingetreten ist, sondern aus sehr realpolitischen Motiven. Denn die Finanzwelt bucht auf

das Konto fauler Schuldner resp. notleidender Staaten nicht allein die ausstehenden Verpflichtungen der betreffenden Landesregierung, sondern auch derjenigen ihrer Landesteile und macht auch von diesen die weitere Kreditfähigkeit des Landes resp. die Zulassung ihrer Titel abhängig. So hat erst jüngst sich der argentinische Finanzminister gegen eine große hauptstädtische Anleihe aus dem Grunde gewehrt, weil dadurch die eigenen Anleiheprojekte der Regierung erschwert würden. Was aus einem Lande, ob von Bund, Staaten oder Gemeinden, auf dem Finanzweltmarkt an Schulden gemacht wird, das wird auch alles auf das eine Konto gebucht und daraus der Stand seines Kredites berechnet. Schon diese Tatsache allein müßte die Argumente zum Schweigen bringen, welche man aus der Autonomie der Staaten herleiten möchte.

Was aber dem Projekte vor allem zum Siege verhelfen wird, ist die allgemeine Ueberzeugung, daß gerade jetzt von den brasilianischen Staats- und Gemeinwesen die Pumperei wieder so arg betrieben wird, daß ruinöse Folgen eintreten müssen, wenn nicht rasch Halt geboten wird. Der wirtschaftliche Aufschwung, in dem sich das Land im allgemeinen und einzelne Teile ganz besonders befinden, hat einen allgemeinen Luxus und eine Ausgabenfreudigkeit auch in der öffentlichen Verwaltung erzeugt, die fast keine Bedenken und keine Grenzen mehr kennt. Wenn dies aber nicht allein in Gemeinwesen mit großen Einnahmen, sondern auch in bettelarmen geschieht, so wird es bedenklich. Auch die neueste Botschaft des Präsidenten von São Paulo konstatierte die leichtfertige Schuldenmacherei in den Munizipien dieses Staates, der heute doch in seltener wirtschaftlicher Blüte steht. Aber Tatsache ist, daß heute schon die große Mehrzahl der brasilianischen Staaten über ihre Kräfte sich in Verpflichtungen gestürzt hat und daß gerade dieser Umstand es ist, der bereits auf den Kredit des Landes einen fühlbaren Druck ausübt. Denn anders ist es nicht zu erklären, daß unsere Bundesregierung, die doch erst vor kurzem das schwierige Problem der Konversion in so erfolgreicher Weise in Angriff nahm, sich erst voriges Jahr noch mit einer Anleihe zum Typ von 83,5 begnügen mußte! So was kommt nur von so was. Denn gleichzeitig sehen wir brasilianische Staaten, die sich auf dem Weltfinanzmarkt zu den schlimmsten Bewucherungsoperationen hergeben. Da hat ein Staat Maranhão, um 6960 Contos in bar zu erhalten, eine Schuldverpflichtung von 21.840 Contos eingegangen und muß während 26 Jahren nur für diese Verpflichtung aus den Staatseinnahmen alljährlich 840 Contos hergeben. Der Hinterwälderstaat Goyaz hat sich auch mit einer Bürde von 30.000 Contos belastet. Und am 19. Juni ermächtigte die Kammer von Bahia ihre Regierung zu einer Anleihe von 10 Millionen Pfund Sterling! Damit will Herr Seabra einige Paläste, einige Aveniden und einige Bahnstrecken bauen und damit werden die 150.000 Contos der Anleihe verschwinden. Aber dem Staate bleibt mit den jetzigen Verpflichtungen zusammen ein jährlicher Schuldenservice von 8.328:750\$. Nun sind aber schon voriges Jahr die Ausgaben der bahianer Staatsverwaltung auf 16.000 Contos gestiegen und haben ein Defizit von 5000 Contos gelassen. Mit dem obigen Schuldenservice aber werden die jährlichen Ausgaben auf wenigstens 24.000 Contos sich belaufen. Wie soll es aber möglich sein, die Staatseinnahmen von einem Jahre auf das andere um mehr als 100 Prozent zu steigern? Da bleibt nichts anderes, als daß die ansteigenden Defizits den Staat in kurzer Zeit zur Zahlungsunfähigkeit, zum Bankerott bringen. Das sind nur einige Bei-

spiele, wie die brasilianischen Staaten ihre Finanzwirtschaft und das Pumpsystem gegenwärtig handhaben. Und das ist noch der große Staat Bahia. Da kann man berechnen, wie es im ganzen Lande herum aussieht. Dabei wird allgemein geltend gemacht, daß die Erträge dieser staatlichen und kommunalen Anleihen nur zum geringsten Teil wirklich auf Verbesserungen und Neuerungen reproduktiver Art verwendet werden, sonst meist in den Taschen der Machthaber und ihres Parteianhanges verschwinden. Es ist unstrittig, daß gerade auch in diesem Finanzgebahren in Staaten und Gemeinden eine Ursache der so rasch steigenden Lebensverteuerung im ganzen Lande liegt.

Diese an der Hand zuverlässiger und im Parlament gemachter Angaben geschilderten Zustände reihen gewiß aus, um die Gesetzesvorlage des Hrn. Sá Freire nicht allein als das Ergebnis gesunder, sauberer Finanzpolitik, sondern vor allem als eine dringlichste Notwendigkeit unserer Zeit zu erweisen.

Man hat versucht, dem Gesetzesvorschlag den Vorwurf zu machen, es erniedrige die Würde und das Ansehen der autonomen Staaten, wenn er sie zwingt, von der Bundeslegislative die Erlaubnis zu einer Anleihe zu erbitten. Wenn es sich aber tatsächlich darum handelt, die Staatswesen vor dem Ruine und die Bundesverwaltung selber vor enormen Verpflichtungen gegenüber dem Ausland zu wahren, so ist dieser zimperliche Ehrenpunkt doch nur eine naive Spiegelfechtereie.

Wohl die schwächste Seite der Vorlage ist ihre juristische Begründung unter Anrufung des Artikels 34 der Bundesverfassung, in dem Abschnitt, wo dem Bund die zivile und kommerzielle Gesetzgebung zugeteilt wird, die aber in keinem Lande sich wirklich mit der Aufnahme von Anleihen befaßt. Aber für die Vorlage gibt es in den Artikeln der Bundesverfassung genügend Anhaltspunkte staatsrechtlicher Natur, die der obersten Landesregierung das Recht der Kontrolle und Intervention zuteilen, wo Staats- und Gemeindebehörden an das Ausland öffentliche Einkünfte verpfänden, also wichtige öffentliche Interessen an Fremde ausliefern, wie dies in solchen Anleihen meistens geschieht. Jedenfalls hört da die unbeschränkte Aktionsfreiheit der Gemeinwesen auf, die ja auch in politischer Beziehung nur durch die Bundesbehörde dem Auslande gegenüber sich vertreten lassen können.

Wer südamerikanische Finanzkrisen und Staatsbankerotte in den Einzelheiten verfolgt hat, der konnte übrigens auch die interessante Beobachtung machen, daß bei weitem nicht allein leichtsinnige Regenten und wenig skrupellose Verwalter an diesen Katastrophen schuldig waren, sondern mit ihnen die Bürger vielfach selber, die nur zu oft alle möglichen Verführungsmittel anwenden, um mit diesen Gemeinwesen eine voraussichtlich rentable Operation abzuschließen. Und bei der heute so innigen Zusammenwirkung von Finanz und Industrie wird einem solchen Geschäft gar oft ein schönes Mäntelchen angehängt, damit der Pump gar als eine staatsrettende Aktion erscheint und in optimistischen Berechnungen diesen Behörden oft selber als solche vorschwebt, so daß man billigerweise nicht alle solche Pumpexperimente nur auf die egoistische Raubpolitik zurückführen darf, da geschäftliche Unerfahrenheit ebenfalls mitspielt. Auch gerade da ist eine Kontrolle angebracht, wie sie das Projekt vorsieht.

Schließlich macht man auch geltend, daß das Nationalparlament die lokalen Verhältnisse meistens nicht genügend kenne, welche solche Finanzope-

rationen erfordern. Aber dem ist zu erwidern, daß doch jeder Staat im Parlament seine Vertreter hat, die mit den lokalen Verhältnissen bekannt sein müssen, um überhaupt den Staat richtig zu vertreten.

Was wir aber bei dieser Kontrolle eher befürchten, das ist der Einfluß der Politik. Weiß man ja, daß unser Parlament nur ein großer politischer Klub ist, wo alles unter den Gesichtspunkten der Parteipolitik betrachtet und behandelt wird. Da kann es denn allerdings geschehen, daß die maßgebende Partei im Parlament Staaten, Regierungen und Gemeindewesen die berechtigtesten Finanzoperationen verweigert, wenn diese ihr politisch nicht zu Willen sind.

Man könnte deshalb die Frage aufwerfen, ob das Parlament die richtige Instanz für die Kontrolle sei, oder ob man nicht besser für diese eine eigene Behörde, eine Anleihe-Kommission schaffen würde, zusammengesetzt aus einigen angesehenen und tüchtigen Fachmännern, welche durch die Regierung unter Zustimmung des Senats ernannt würden und deren Namen und Charakter für die unabhängige, unbeeinflusste Ausübung dieser wichtigen Funktionen bürgen würden. Und ein halbes Dutzend solcher Männer würde Brasilien sicherlich aufbringen. Damit wäre die schlimmste Gefahr, die Parteipolitik, ausgeschaltet, die reelle Durchführung des Gesetzes Sá Freire garantiert und das heute so kräftig sich emporarbeitende Brasilien vor der ersten Gefahr finanzieller Katastrophen gewahrt.

Die Einwanderung im Staate S. Paulo

In diesen Tagen ist uns das neueste Boletim des staatlichen Arbeitsamtes zugekommen, dessen statistische Angaben, zusammen mit dem neuesten Berichte des Ackerbausekretärs, uns ermöglichen, einen Ueberblick über die jüngste Entwicklung der Einwanderungsbewegung im Staate São Paulo zu geben.

Hängt in diesen neuen, dünnbevölkerten Ländern die wirtschaftliche Entwicklung zu einem großen Teil von der Einwanderung, wie des Kapitals, so auch der Arbeitskräfte ab, so ist auch diese Entwicklung mit ihren besseren oder schlechteren Verdienst- und Lebensverhältnissen wiederum die Hauptursache der Ab- oder Zunahme der Einwanderung. Hierbei spielt aber noch in erhöhtem Maße der Umstand mit, daß bei solchen Wendungen in der wirtschaftlichen Lage nicht nur die Zuwanderung zum Stillstande kommt, sondern außerdem sich auch noch eine starke Auswanderung einstellt, so daß dann die Bevölkerungsbewegung einen doppelten Rückgang macht.

Diese große Rückwanderung ist eine besondere Erscheinung der entwickeltsten Länder Südamerikas, besonders Brasiliens und Argentinien, während in den Vereinigten Staaten Nordamerikas in dem früheren Stadium ihrer Entwicklung wenigstens diese Erscheinung nicht oder doch nicht in dem Maße eintrat. Das hat seine Ursache in den Eigentumsverhältnissen und Kolonisationsmethoden.

In jener Zeit hat Nordamerika vor allem dafür gesorgt, die Eingewanderten dauernd selbsthaft zu machen, was ja nicht wirksamer geschehen kann als damit, daß man sie zu Grundbesitzern macht. Deshalb verschachtelte die dortige Regierung ihre großen Staatsländereien nicht an wenige Großgrundbesitzer, sondern veranlaßte, daß in die Einöden hinaus Eisenbahnen gebaut und auch sofort um jede Station herum die Ländereien parzelliert und be-

siedelt wurden. So geschah, daß dieser mächtig anwachsende Menschenstrom auf das ganze große Land verteilt wurde und so nur war es möglich, daß im Laufe von kaum einem Jahrhundert dort ein mächtiges Volk von zirka 90 Millionen Menschen und bodenständigen Bürgern entstand, das heute die reichste und stärkste Nation der Welt darstellt.

Ganz anders geschah es mit der Einwanderung und Kolonisation in Südamerika. Nicht allein, daß die alten Familien der herrschenden Klasse früh dafür sorgten, große Ländereien in ihren Besitz zu bringen, verschleuderte der Staat auch bis in die neueste Zeit seine großen ihm gebliebenen Ländereien ebenfalls an einzelne Grundbesitzer und Spekulanten, statt sie mit Vermessung und Verkehrswegen derartig vorzubereiten, daß sie an die eingewanderten Arbeiter vergeben werden konnten. So ist heute sowohl weitaus der größte Teil der Getreideländereien Argentinien's wie der größte Teil der Kaffeeländereien des Staates São Paulo in den Händen verhältnismäßig weniger Großgrundbesitzer und für die dauernde Ansiedlung der Eingewanderten war schon seit langem kein oder nur wenig Land übrig geblieben. Und in diesen von den Agrariern des Großgrundbesitzes beherrschten Staaten wirkt auch selbst die Regierung mit jener Klasse zusammen, daß die Eingewanderten, statt eigene kleine Grundbesitzer zu werden, sich als Arbeitskräfte dem Großgrundbesitz zur Verfügung stellen. Solange die Erträgnisse dieses Großgrundbesitzes gute sind und damit auch die Erwerbsverhältnisse seiner Arbeiter, solange bleiben die eingewanderten Elemente dem Lande treu. Kommt aber der von Zeit zu Zeit nie ausbleibende wirtschaftliche Rückschlag, so halten die Elemente nicht aus, sondern packen auch schleunigst ihre Ersparnisse zusammen, nehmen ihre Bündelchen alter Kleider und die Strohmattätze auf den Rücken und verlassen wieder massenhaft das Land, ohne weitere Spuren ihres Daseins zu hinterlassen und zur eigentlichen Besiedlung des Landes etwas beigetragen zu haben. In welchem Maßstabe dieser Rückzug der Eingewanderten in schlechten Zeiten sich einstellt, das zeigt selbst die offizielle Statistik, worin in solchen Jahren die Zahl der Abgewanderten die der Eingewanderten um das Doppelte übertrifft. In dieser Erscheinung liegt einer der größten Krebsgeschäden des südamerikanischen Großgrundbesitzes und seiner allzu egoistischen agrarischen Wirtschaftspolitik. Obwohl in dieser Hinsicht Brasilien und auch vor allem der Staat São Paulo in den neunziger Jahren noch schlimmere Zeiten durchgemacht, so sprechen doch auch die folgenden Ziffern der letzten 10 Jahre eine deutliche Sprache. In dieser Zeit weist die offizielle Statistik für Ein- und Abwanderung folgende Ziffern auf:

	Einwanderer	Auswanderer	Saldo od. Defizit
1902	40 386	31 437	+ 8 949
1903	18 161	36 410	- 18 249
1904	27 751	32 173	- 4 428
1905	47 817	34 919	+ 12 998
1906	48 429	41 349	+ 7 080
1907	31 681	36 269	- 4 588
1908	40 225	30 750	+ 9 475
19 9	39 674	34 512	+ 5 162
1910	40 478	30 761	+ 9 717
1911	64 990	27 331	+ 37 559

In diesem Jahrzehnt hätte der Staat São Paulo durch Einwanderung allein einen Bevölkerungszuwachs von beinahe einer halben Million erhalten. Aber da gleichzeitig fast 350.000 Personen wieder auswanderten, so ist dem Staat ein Zuwachs von kaum 100.000 Köpfen verblieben. Und diese Abwanderung

ist noch mehr als vom soziologischen, unter dem wirtschaftlichen Gesichtspunkte ein großer Verlust. Denn die Abwandernden sind meistens Arbeiter, die bettelarm und vielfach noch jung eingewandert waren, sich im Laufe der Zeit in die Landesverhältnisse einlebten und einarbeiteten und so zu den produktivsten Elementen der Bevölkerung gehörten und nun nicht allein diese ihre Arbeitskraft, sondern auch alles damit hier Verdiente dem Land wieder entziehen. So ist der Schaden für das Land, welchen diese Erscheinung der Rückwanderung darstellt, ein unter jedem Gesichtspunkt sehr bedauerlicher und ein ganz gewaltiger. Hierin liegt auch eine Hauptursache, daß diese Staaten sich viel schwerer wieder aus ihren Krisen herausarbeiten, da darüber Jahre vergehen, bis der Ausfall an Arbeitskräften wieder ersetzt und die Einwanderung wieder im Gange ist, während alle im Lande fest ansässigen und bleibenden Elemente daran mitarbeiten, das Land wieder aus der Krise herauszubringen.

Um diesen Ausfall wieder einzuholen, blieb ja dem Staate São Paulo, dessen Produktion die ausgewanderten Arbeitskräfte nicht entbehren kann, auch wirklich nichts anderes übrig, als mit allen Mitteln die Einwanderung wieder heranzuziehen. So sind von den 64.990 Einwanderern letzten Jahres 43.532 spontan oder auf eigene Kosten gekommen, dagegen 21.458 auf Rechnung der paulistaner Staatsregierung und der Bundesregierung. In den letzten 10 Jahren haben 140.151 Einwanderer die freie Ueberfahrt und die sonstigen Unterstützungen des Staates erhalten, also mehr als ein Drittel der gesamten Einwandererzahl.

Ueber Santos kamen in 1911 insgesamt 50.957 Einwanderer an, mit der Zentralbahn über Rio de Janeiro 14.033. Die Verpflegung in der Einwandererherberge und den Transport nach dem Innern erhielten 44.557. Eine sehr bedenkliche Ziffer hat die Einwandererbehörde auch in folgendem: Lesen konnten 9419, nicht lesen konnten 35.033. Der unter der einheimischen Bevölkerung auch schon sehr stark vertretene Analphabetismus erhält also durch die jetzige Einwanderung einen sehr großen Zuwachs. Das erklärt sich allerdings aus der Nationalität der Ankömmlinge. Während in früheren Jahren durch die Maßnahmen der italienischen Regierung die Zahl der italienischen Einwanderer ziemlich zurückging, hat diese Nation im letzten Jahre hier schon wieder den ersten Posten unter den Nationen erreicht. Es wanderten am zahlreichsten ein:

Italiener	18.830
Spanier	17.862
Portugiesen	17.507
Brasilianer (and. St.)	3.482*
Türken	3.143
Oesterreicher	1.434
Deutsche	880
Russen	701
Franzosen	274
Griechen	194
Ungarn	165

Alle anderen Nationen waren mit weniger als 100 vertreten, so Schweizer mit 76, Argentinier mit 53, Engländer mit 51 etc.

Der stärkste Einwanderungsmonat war in 1911 der Juni mit 5130 Köpfen, der schwächste der Februar mit 2043. Ausgewandert sind am meisten im Oktober, nämlich 3954, am wenigsten im Januar, 2090.

Da die Einwanderung in den ersten 6 Monaten schon zirka 54.000 Köpfe betrug, dürfte sie in die-

sem ganzen Jahre nahezu an 100.000 erreichen, was um so mehr bedeutet, da gleichzeitig die Auswanderung sich in sehr bescheidenem Rahmen bewegt, analog der Erscheinung, wie sie in Jahren wirtschaftlichen Aufschwunges immer eintritt. Leider ist die Besiedlung unserer Kolonien immer noch eine sehr schwache, weil die gutbezahlende Kaffeekultur und die noch besser remunerierende Bau-tätigkeit alle Arbeitskräfte in Beschlag nehmen, bis wieder eine Wendung einkehrt und mit ihr auch wieder der Massenabzug der Wandervögel. Der intelligenten Leitung, welche gegenwärtig das wichtige Problem der Einwanderung wieder mit so gutem Erfolg in die Bahnen des Wachstums gebracht hat, möchten wir den Gedanken zur Beherzigung vorlegen, ob nun, nachdem wieder in ausreichender Weise für die Versorgung der Fazendeiros mit Arbeitskräften gewirkt wird, nicht auch in größerer Zahl Elemente zur dauernden Ansiedlung gewonnen werden könnten, die in erster Linie in germanischen Ländern zu suchen wären. Damit wäre das Problem der Kolonisation in erweitertem Maßstabe in Angriff zu nehmen.

Wochenschau.

Die Monarchen- und Minister-Zusammenkünfte dauern fort. In Helsingfors, Finnland, trafen der Zar von Rußland und der König von Schweden zusammen und der französische Premierminister, Herr Raymond Poincaré, dampfte nach Petersburg ab, um mit seinem russischen Kollegen wichtige Sachen zu besprechen. Die Begegnung der beiden Monarchen in finnischen Gewässern hat eine politische Bedeutung. Sie ist mehr als eine bloße Höflichkeitsbewegung — sie ist ein Dementi unliebsamer Gerüchte durch die Tat. Wie unseren Lesern noch erinnerlich sein wird, wurde vor einigen Wochen die Nachricht in die Welt gesetzt, daß Schweden gegen Rußland etwas im Schilde führe und daß Deutschland bereit sei, die schwedischen Stammverwandten gegen das Zarenreich zu unterstützen. Von schwedischer Seite wurde ein solcher Plan sofort in Abrede gestellt und jetzt hat der Zar durch seinen freundschaftlichen Händedruck vor der ganzen Welt bestätigt, daß er den Gerüchten nicht glaube und seine nordischen Nachbarn für gute Freunde halte. — Die Reise des französischen Ministers nach Rußland ist jedenfalls bedeutender als die Fahrt des schwedischen Königs, aber vorläufig weiß man noch nicht, um was es sich eigentlich handelt. Die Diplomaten pflegen zu schweigen und lassen die gewöhnlichen Sterbli-chen nur ahnen, nur Vermutungen aufstellen, und wenn sie den Schleier des Geheimnisses lüften, dann erfährt die erstaunte Welt, daß alles wieder beim Alten geblieben ist. — Sasanow wird das Kunststück fertig bringen, Rußland dem Dreibund näher zu rücken, ohne es von der Trepelentente zu entfernen und dann wird der Wolf satt, die Ziege aber noch ganz sein.

In Deutschlands offiziellen Kreisen herrscht jetzt eine englandfreundliche Stimmung. Diese Stimmung ist wohl auch schon früher vorhanden gewesen, aber jetzt wird sie mehr zum Ausdruck gebracht. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ veröffentlichte dieser Tage einen großen Artikel über die englische Flottenvorlage und kam auch auf die Dreadnoughts-Rede des Herrn Churchill zu sprechen. Dabei führte das offizielle deutsche Blatt aus, daß es doch ganz selbstverständlich sei,

daß England seine Flotte ausbaue, das britische Weltreich müsse eine mächtige Flotte haben und in dem neuen Flottenprogramm dürfe keine Störung des Weltfriedens erblickt werden. Die Verhandlungen, die zwischen Deutschland und England im Gange seien, könnten trotz des Flottenprogramms fortgesetzt und mit gutem Erfolg zu Ende geführt werden. Zwischen beiden Ländern sei eine Verständigung möglich, die alle zukünftigen Konflikte ausschließe. Das klingt ja alles sehr schön, aber man möchte da doch den Einwurf wagen, warum denn zuerst die Flottenprogramme bewilligt werden, wenn die Verhandlungen die besten Resultate versprechen. Man könnte da mit den Rüstungen etwas anhalten und abwarten, bis die soviel versprechenden Verhandlungen zu Ende sind: dann braucht man die Flotten eventuell gar nicht mehr zu bauen. — Der deutsche Staatssekretär des Aeußern, Herr von Kiderlen-Wächter wurde dieser Tage von einem Journalisten interviewt. Dabei kam die Rede natürlich sofort auf die Weltlage und der Ausgefragte sagte kurz und bündig, daß diese Lage gegenwärtig eine sehr günstige sei. Der politische Horizont sei vollkommen wolkenlos und für die nächste Zeit seien keine internationalen Verwicklungen zu befürchten. Auch das klang sehr schön und man möchte nur wünschen, daß solche Aeußerungen selbstverständlich werden sollten. — Aus Marrakesch in Marokko kommt die Nachricht, daß dort der deutsche Staatsangehörige Opitz, ein Angestellter des Hauses Mannesmann von Eingeborenen ermordet worden ist. Der Herr hat in der vorletzten Woche des vorigen Monats einen kleinen Ausritt unternommen und ist nicht mehr zurückgekehrt. Nachforschungen haben bestätigt, daß er dem Fanatismus der jetzt sehr aufgeregten Mauren zum Opfer gefallen ist. — Aus Binz, Insel Rügen, kommt die Meldung von einer großen Katastrophe. Auf einer der langen Landungsbrücken standen ca. tausend Personen und warteten auf einen ankommenden Dampfer. Plötzlich brach die Brücke unter der großen Last zusammen und etwa hundert Menschen stürzten ins Meer. Die meisten von ihnen wurden gerettet, aber zwanzig ertranken, denn es war nicht möglich, in der entstandenen Verwirrung allen sofort Hilfe zu bringen. — Am 31. Juli verstarb in Köln der greise Kardinal Anton Fischer, Erzbischof von Köln und einer der populärsten Kirchenfürsten Deutschlands. Hubert Anton Fischer war im Jahre 1842 als Sohn armer Eltern in Jülich geboren und studierte mit großem Fleiß Theologie. Schon als junger Priester galt er als großer Kenner der klassischen Sprachen, was ihm eine Lehrerstelle verschaffte. Nachher wurde er Professor der Dogmatik. Kardinal Krementz machte ihn zu seinem Gehilfen und im Jahre 1889 wurde er zum Bischof geweiht. Im Jahre 1903 wurde er Erzbischof von Köln und gleich darauf erhielt er den Kardinalshut. In der letzten Zeit wurde Kardinal Fischer sehr oft in Verbindung mit der sogenannten Kölner Richtung genannt, die im Gegensatz zu der ganz ultramontanen Berliner Richtung des deutschen Katholizismus, eine versöhnliche Politik verfolgt. Sein Tod bedeutet für die katholische Kirche einen herben Verlust.

In der Politik war in dieser Woche nichts los. Die Ereignisse in Marokko gaben wohl etwas zu sprechen, aber niemand wußte, was er wirklich sagen sollte, denn die Nachrichten sind dürftig und dabei noch einander widersprechend. Nur soviel ist sicher, daß die Franzosen dort noch manche harte Nuß zu knacken haben werden. — Dasselbe, was von Marokko, gilt auch von den Er-

eignissen in Portugal und Mexiko. Man hört von den revolutionären Bewegungen in diesen Ländern nicht viel und die Nachrichten, so dürftig sie auch sind, lauten immer anders. — Die Streiklust hält noch immer an. Wir wissen gar nicht, wo jetzt nicht gestreikt wird. In Frankreich, in England, in Spanien, in Nordamerika, in Italien — überall wird gestreikt. Nur aus dem deutschen Vaterlande kommen keine Streiknachrichten.

Die Angelegenheit von Putamayo geht ihrer Erledigung entgegen. Die peruanische Regierung hat eine strenge Untersuchung angeordnet und da sie unter dem Drucke anderer Mächte handelt, so darf man diesmal wirklich ein positives Resultat ihrer Aktion erwarten.

Das wichtigste Ereignis der Woche war aber das Ableben des japanischen Kaisers Mutsuhito (Siehe Notiz). Japan hüllt sich in tiefe Trauer und auch die ganze Welt hat empfunden, daß mit dem Verstorbenen ein wirklich Großer von der Welt geschieden ist, ein Monarch, der sein Land in wenig Jahren umwandelte und es zum Range einer Großmacht erhob. Ihm folgte sein Sohn Yoshihito auf den Thron.

* * *

Auf dem italienisch-türkischen Kriegsschauplatz hatte die vorige Woche mit einem friedensfreundlich beleuchteten Abendrot geschlossen. Im Bade Liuggi hatten der römische Gesandte Krupensky und der deutsche Reichsvertreter Herr v. Jagow mit dem Minister Giugliano längere Besprechungen und auf dem Sommeraufenthalt des Königs folgte am 24. Juli ein diplomatisches Frühstück, mit Uebergabe eines Handschreibens des Zaren, das auch die friedensfreundlichen Wünsche des Kaisers Wilhelm II. enthielt. Von da an aber verstummten die Friedensglocken und bezügliche Nachrichten aus Berlin wurden von der italienischen Hofpresse direkt als nur fromme Wünsche bezeichnet. Ein hinreichender Grund für diese Wendung ist allerdings in der immer noch kritischen Lage in Konstantinopel gegeben, in welcher eine Entscheidung noch nicht erfolgt ist und deshalb auch dort Friedensverhandlungen ganz unmöglich waren, wenn man auch kaum fehlgehen wird mit der Annahme, daß von der Diplomatie der vermittelnden Mächte die Vorarbeiten fortgesetzt werden. Andererseits macht gerade die schwere Situation der Pforte die Italiener selber hochmütig, weil sie von der Krise am Bosphorus für sich noch mehr erwarten, als sie erhalten werden.

Nachdem Kianal-Pascha, als Vertreter der Patriotenliga und der Militärpartei und Günstling der Engländer, die Trauben noch etwas zu sauer fand und einem Uebergangskabinet Ghazi-Almed-Mukhtar den Vortritt ließ, haben die Militärrebelln ihre Forderung auf Auflösung der Kammer selbst mittelst der Drohung mit bewaffneter Hand durchzusetzen sich bemüht, aber im neuen Kabinet und in der Kammer selber bisher Widerstand gefunden. Allerdings bildet die geringe Mehrheit von 145 gegen 113, mit welcher die Kammer das Programm des neuen Kabinetts billigte, den deutlichsten Beweis für die Schwäche der Situation. So ist man nicht allein mit den Italienern, sondern ebensowenig mit den albanischen Revolutionären einen Schritt weiter gekommen, obwohl man diesen schon vor 8 Tagen den Belagerungszustand vom Nacken nahm, noch gar mit der vermutlichen Wirkung, daß jetzt in Pristina Rebellen und türkische Truppen, in der Zahl von 30.000 Mann, gemeinsame Sache machen. Wenn indessen in Konstantinopel die Zensur Tür die auswärtige Presse nach wenigen Tagen von neuem eingeführt wurde, so hatte das wohl seinen Grund in der von dort lancierten nicht bestätigten Meldung,

daß der Sultan bei dem den neuen Ministern gegebenen Frühstück nur zufällig einem Vergiftungsversuche entgangen sei. andernfalls an seiner Stelle heute schon der Prinz Yussuf Izzedin als Sultan und Kiamil als Großvezier proklamiert wären.

Italien hat sich die Woche damit vertrieben, daß es in Neapel und Rom in gewaltigen Volks- und Militärfeiern das 5. Ascaris-Bataillon feierte, das ihnen in Tripolis die heißesten Kastanien aus dem Feuer holen mußte. Auf dem Kriegsschauplatz selber geschah wenig. Die Dardanellen haben sie in Ruhe gelassen. Nur bei Hodeida beschossen zwei italienische Kriegsschiffe ein türkisches Lager und bei Sidi-Ali wurden befestigte Posten besetzt, um mit den Kanonen den Karawanenweg von Zuara nach Piza zu beherrschen. Indessen will Italien auch administrativ vorgehen, aus Tripolis eine hübsche Hauptstadt mit gepflasterten Straßen und imposanten Staatsgebäuden und andererseits den Verkehr der Heimat mit dem Kolonialgebiet durch gute Hafenanlagen erleichtern. Diese Politik ist jedenfalls erfolgreicher als die heldenmütigen Torpedobootexpeditionen in den Dardanellen.

Notizen.

São Paulo.

Die Stadtverschönerung droht bei uns zu einer Gefahr auszuarten. Man hat hier schon die sonderbarsten Pläne vorgebracht und jeder von ihnen hat seine Anhänger gefunden, denn es gibt Leute, die sogar das Unmögliche möglich und aus São Paulo im Handumdrehen ein Ueber-Paris machen wollen. Zu dieser Art von Plänen gehört auch der Antrag des Stadtverordneten Herrn Arthur Guimarães, die Bürgersteige der Avenida Paulista auf Kosten der Grundbesitzer mit farbigen Steinen pflastern zu lassen. Was er damit den Grundbesitzern, von welchen die meisten absolut nicht reich sind, aufbürden will, das hat der für die Aesthetik des Straßenpflasters sich interessierende Herr nicht überlegt. In seinem Antrag hat er daran erinnert, daß die Avenida Rio Branco in Rio de Janeiro ein solches Pflaster habe und das möchte er hier kopiert sehen. Das Pflaster der Bürgersteige der Avenida Rio Branco kostete 28\$000 pro Quadratmeter. Hier würde die Pflasterung, da alle Materialpreise gewaltig gestiegen sind, nicht billiger, wohl aber noch teurer sein, sodaß man den Kostenpreis des fertigen Pflasters auf 35\$000 pro Meter schätzen darf. Die Avenida Paulista hat Schätzungsweise 30.000 Quadratmeter Bürgersteig. Um diese nun so zu pflastern, wie Herr Arthur Guimarães es verlangt müßte man den Grundbesitzern bei den Preisen, die in Rio gezahlt wurden, eine Auslage von 840 Contos aufbürden. Trifft aber die Annahme zu und kostet das Quadratmeter nicht 28\$000, sondern 35\$000, dann erreicht die Summe die immerhin recht ansehnliche Höhe von 1.050.000\$000 Reis. Und wozu das alles? Die frühere Avenida Central und jetzige Avenida Rio Branco ist in erster Reihe eine Prachtstraße, ein Reklamestück, bei dem man mehr die Wirkung als die Kosten in Betracht zog. Unsere Avenida Paulista hat aber von einer Pracht- und Reklamestraße nichts an sich. Sie durchschneidet nicht das Handels-, sondern ein Wohnviertel und in solchen Vierteln sind die Straßen niemals so gepflastert wie in dem Stadtteil, der die Wohlhabenheit des Landes wiederzuspiegeln hat. Selbst die alles übertreibenden Petersburger haben die Straßen

der Villenviertel nicht so gepflastert wie ihre Newsky Perspektive und den Parisern ist es erst recht nicht eingefallen, die Villenbesitzer zu einer solchen Pflasterung zu zwingen. — Anstatt einen solchen unpraktischen Antrag einzubringen, hätte Herr Arthur Guimarães sich etwas um die Straßen kümmern sollen, die noch gar kein Pflaster haben.

Kolonisation. Der technische Leiter des Land- und Kolonisationsamtes hat dem Direktor das Projekt vorgelegt zur Parzellierung eines Teiles der Fazenda „Rio das Pedras“, Eigentum der Isabel Barbosa de Oliveira, welche Ländereien nach dem mit der Eigentümerin abgeschlossenen Kontrakte zur Kolonisation bestimmt sind. Diese sind an der Funilbahn, im Munizip Campinas, gelegen.

In kurzem wird auch die Parzellierung der Fazenda Conchal beendet sein und der Verkauf dieser Ländereien begonnen werden, für die eine rege Nachfrage herrscht, besonders nach der Verlängerung der Funilbahn und nach Inangriffnahme der Sanitätsbauten, womit der Staat jenes Gebiet für die Besiedlung geeignet macht.

Man kann diese rege Tätigkeit des Kolonisationsamtes nur lebhaft begrüßen. Denn gerade jetzt, da die Einwanderung wieder außerordentlichen Umfang annimmt, sind auch am leichtesten Leute zu gewinnen, die sich endgültig im Lande ansiedeln wollen. Und wieviel Gelegenheit der Staat São Paulo dafür auch heute noch bietet, davon kann sich jeder durch den Augenschein überzeugen, wenn er nur eine Stunde mit der Bahn über die Hauptstadt hinausfährt.

Neues Theater. Ein Theater (Sant Anna) ist schon niedergerissen und zwei andere (Polytheama und Bijou) werden auch bald dem Abbruch verfallen. Das Verschwinden dieser drei Theater wird für das unterhaltungslustige Publikum keinen Verlust bedeuten, denn es wird bald ein neues Etablissement erstehen, das allein sie alle drei ersetzen wird. Die „Companhia Antarctica Paulista“ wird auf einem ihrer Grundstücke an dem Vale Anhangambahú ein elegantes Theater bauen lassen und es an die „Companhia Cinematographica Brasileira“ und an die „Empreza Theatral Brasileira“ verpachten. Das neue Theater ist als Casino gedacht, wird aber ohne Zweifel das Variété-Theater dieses Namens, so schön und anziehend es auch sein mag, an Eleganz und Komfort weit übertreffen. Es wird für das neue Theater schon von großem Vorteil sein, daß es einen Garten haben wird, von dem aus man der Vorstellung wird beiwohnen können. Der Garten allein wird das neue Theater zu einem vielbesuchten Unterhaltungsplatz machen — hauptsächlich in der heißen Sommerszeit, wo man gerne aus den Mauern ins Freie flüchtet. — Vor dem Theater wird sich ein großes dreistöckiges Hotelgebäude erheben, das mit allem modernen Luxus ausgestattet und nach allen Vorschriften der Hotelhygiene eingerichtet sein wird. Der Eingang zum Hotel wird die Bogenform haben. Auf der einen Seite des Eingang wird sich das Restaurant befinden und auf der anderen Seite ein Juwelier- und ein Modewarengeschäft. — Das Theater wird 40 Meter breit und 97 Meter lang sein. Der Zuschauerraum wird 1820 Plätze haben: 2 Frisas avant-scene, 32 Frisas, 36 Logen, 750 Stühle, 500 Gartenplätze und 500 Gallerieplätze. Die Frisas werden nach europäischen Mustern einen eleganten Vorraum haben, dazu bestimmt, in den Zwischenakten als Plauderplatz zu dienen. In dem Garten werden verschiedene Pavillons eingerichtet sein, in denen Damenkapellen spielen werden. Nach dieser kurzen Beschreibung kann man schon einen Begriff davon bekommen, daß

es sich hier um ein erstklassiges Etablissement handelt, wie man es hier noch nicht hat.

Straßenverkehr. Der Verkehr in der Rua São Bento hat so zugenommen, daß an manchen Tagesstunden ein Gang durch diese Straße wirklich schon mit Gefahren verbunden ist. Es ist nun zwar für die Entlastung dieser zentralen Straße Vorkehrung getroffen worden, bis die dazu nötigen Werke aber fertig sind, kann eine lange Zeit vergehen und der Verkehr ist bereits derart, daß die Entlastung sofort geschehen müßte. Bis die Viadukte Sta. Ephigenia und Boa Vista fertig sind, kann der Verkehr nicht nach der Rua Boa Vista abgelenkt werden. Wie wird aber der Verkehr in diesen zwei Jahren zugenommen haben! Wenn die Rua São Bento jetzt schon die Menschen, Wagen, Autos und Bonds kaum lassen kann, so wird sie nach einem Jahre erst recht versagen und die Rua Boa Vista wird noch immer nicht fertig und imstande sein, die Rua São Bento zu entlasten. Deshalb müßte man für eine anderweitige Entlastung sorgen und diese wäre gar nicht so schwer. Die Light and Power brauchte ihre Zirkularbonds nicht mehr durch die Rua São Bento, sondern durch die Rua Libero Badaró fahren zu lassen und dem Mißstande wäre auf einmal abgeholfen. Diese Bonds, die ja alle durch die Rua Direita und die Rua 15 de Novembro fahren, brauchten nicht über die kleine Praça Antonio Prado nach der Rua São Bento zurückzukehren, sondern sie könnten durch die Rua Rosario und Boa Vista nach dem Largo São Bento weiter fahren, dann durch die Rua Libero Badaró den Weg nach dem Viadukto do Chá nehmen. Das wäre kein Umweg und keine Verkehrserschwerung und das gefährliche Gedränge in der Rua São Bento wäre sofort erledigt. Das Einsteigen wäre auch nicht erschwert, denn die meisten Leute steigen auch jetzt nicht in der Rua São Bento in den Bond, sondern in der Rua 15 de Novembro oder an der Ecke der Rua Direita. Das könnten sie auch nach der Verlegung des Bondsverkehrs nach der Rua Libero Badaró tun; der einzige Unterschied bestände darin, daß man, um den zurückkehrenden Bond zu erwarten, etwa sechzig Schritt weiter gehen müßte. Das Geleise in der Rua Libero Badaró wird jetzt fast gar nicht benutzt und die nächste Parallelstraße ist überlastet. Das zeugt von einer schlechten Verkehrseinteilung und dem Uebel muß abgeholfen werden. — Jetzt hat die Polizei angeordnet, daß die Bonds nicht mehr an der Ecke der Rua Direita, sondern an der Rua Quitanda halten sollen. Es ist aber damit niemanden geholfen und das Gedränge wird, wenn die Bonds nicht verlegt werden, nach wie vor dasselbe bleiben.

Viehkrankheit. Die Doktoren Medesic Rousseau und Mauricio Guay, Veterinäre der Industria Animal, waren in Botucatú und haben das dort erkrankte Vieh untersucht. Sie sind der Ansicht, die Krankheit komme nur von der Mangelhaftigkeit der Weiden her. Also werden die armen Tiere einfach verhungern! Der Viehzüchter Agenor Nogueira hat vier Stück des erkrankten Viehs zur Verfügung gestellt, damit sie in der zoologischen Zentralstation in São Paulo näher untersucht werden und der Charakter der Krankheit bestimmt werden könne.

Schulfest. Der „Deutsche Schulverein Villa Marianna“ veranstaltet am nächsten Sonntag, den 4. August, auf der Chacara des Vereins Deutsches Krankenhaus ein Schulfest. Für die uns zugegangene freundliche Einladung besten Dank.

Von der Zentralbahn. Die unbeschreibliche Unordnung, die auf der Zentralbahn herrscht, hat wieder zu einer Katastrophe geführt. Am Dienstag abend stieß der Paulistaner Nachtzug in der Station Itaquera, also nur achtzehn Kilometer von

unserer Stadt entfernt, infolge falscher Weichenstellung gegen einen Lastzug. Der Maschinist des Nocturno hatte glücklicherweise die Gefahr gemerkt und schon hundert Meter vor dem Zusammenstoß Gegendampf gegeben, aber der Anprall war doch so heftig, daß die Lokomotive schwer beschädigt und der Postwagen total zertrümmert wurde. Der Maschinist, der Heizer und mehrere Passagiere wurden mehr oder minder schwer verletzt. Nach der Katastrophe wurde sofort nach São Paulo telegraphiert, aber es dauerte noch drei Stunden, bis der Hilfszug von hier abfuhr und der nahm, wie es bei der Zentralbahn üblich ist, keinen Arzt mit. Die Verwundeten trafen erst heute morgen um zwei Uhr hier ein. Einige von ihnen, darunter der Maschinist und der Heizer, mußten sofort nach der Santa Casa gebracht werden. Den anderen wurde auf der Zentralpolizei Hilfe geleistet. Die Zentralbahn bleibt eben wie sie ist.

Neue Schiffahrtslinie. In unserer Stadt befindet sich gegenwärtig Herr Otto Dahlström, Chef eines wichtigen Handelshauses in Stockholm. Dieser Herr ist nach São Paulo gekommen, um über die Herstellung einer direkten Dampferverbindung zwischen Santos und den schwedischen Häfen zu verhandeln. Er hat schon dem Herrn Staatspräsidenten einen Besuch abgestattet und wird dieser Tage auch mit dem Finanzsekretär zusammenkommen. Die Staatsregierung steht selbstverständlich dem Projekt des Herrn Dahlström mit großer Sympathie gegenüber, denn eine direkte Dampferverbindung mit Schweden kann unserem Staate sowie ganz Brasilien nur Nutzen bringen. — Brasilien lenkt jetzt größere Aufmerksamkeit auf sich als bisher. Vor kurzem waren zwei Vertrauensmänner der russischen „Freiwilligen Flotte“ hier, die sich für eine direkte Verbindung zwischen Santos und Odessa interessierten, und jetzt denkt auch der schwedische Handel an eine direkte Verbindung. Das ist ein Zeichen, daß das Ansehen unseres Landes gestiegen ist.

Acht-Studenten tag. Die Redaktion des hiesigen Arbeiterblattes „Grito do Operario“ hatte vor einiger Zeit an die Munizipalkammer das Gesuch gerichtet, den Acht-Studenten tag zu dekretieren. Dieses Gesuch ist jetzt von der Justizkommission der Kammer abgelehnt worden und es ist zu erwarten, daß das Plenum diese Entscheidung der Kommission nur gutheißen wird. Gegen den Acht-Studenten tag selbst ist sehr wenig einzuwenden, denn die Erfahrung hat schon hinlänglich gelehrt, daß die Abkürzung der Arbeitszeit die Summe der geleisteten Arbeit nicht vermindert, aber hier war der Antrag nicht am Platze. Ein solches Gesetz kann nicht von einer Munizipalität erlassen werden. Der Staat oder noch besser die Republik kann sich für solche Gesetze interessieren, ein einzelnes Munizip aber nicht. Würde São Paulo den Acht-Studenten tag dekretieren, so würden sich die Industriellen, die hier neue Fabriken anlegen wollen, nach und nach aus unserem Munizip entfernen, um in einer anderen Gegend zu bauen, die das bei den meisten Fabrikanten verhaßte Gesetz des Acht-Studenten tages nicht haben, und so hätte die Stadt einen nicht abzuschätzenden Nachteil davon. Schon von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, war die Einbringung des Gesuches nicht am Platze, aber dieses Gesuch war auch in anderer Hinsicht inopportun. Der Acht-Studenten tag ist nicht gerade das, was die Arbeiter am dringendsten bedürfen. Die Verbilligung des Lebensunterhaltes ist ein viel größeres Bedürfnis als die Einführung des kürzeren Arbeitstages. Zu Tode arbeiten sich die Arbeiter hier nicht, aber richtig ist es, daß sie sich schlecht ernähren müssen. Deshalb sollten sie vor

allen Dingen sich in dieser Richtung hin bemühen, Alles kann man nicht auf einmal erreichen und die Klugheit lehrt, zuerst das Notwendigste zu tun. Der Teuerung soll der Kampf gelten und nicht dem längeren Arbeitstag.

Kolonisation. Der Ackerbausekretär hat den Agronomen Herrn Bernardo Lorena beauftragt, sämtliche Kolonien des Staates zu besuchen und ihm dann einen Plan für die Anlegung von landwirtschaftlichen Versuchsstationen zu unterbreiten. Von diesen Stationen soll die technische Leitung an Ackerbauinspektoren, der administrative Teil den Direktoren der Kolonie übergeben werden. Mit den Versuchsstationen hofft die Regierung die Polykultur in unserem Staate zu fördern, indem sie den Landwirten Samen, geeignete und akklimatisierte Pflanzen abgibt, die gerade in den betreffenden Zonen gut gedeihen. Man kann dieser weitsichtigen, praktischen Kolonialpolitik unseres Leiters des Ackerbausekretariats nicht genug Anerkennung zollen. Denn von dieser Einsicht und von der Schaffung der Polykultur hängt zu einem sehr großen Teile die volkswirtschaftliche Sicherung unseres Staates ab. Die grausame Krise, welche vor wenigen Jahren unser Staat mit seinem Kaffee durchgemacht hat, darf nie vergessen werden. Denn es ist ja keineswegs die Möglichkeit ausgeschlossen, daß etwas Ähnliches wiederkehrt. Dann kann aber die Sache nie so schlimm werden, wenn wir wenigstens durch unsere landwirtschaftliche Produktion dafür sorgen, daß wir zu leben haben und daß wir nicht unseren Lebensunterhalt mit vielem Gelde von auswärts müssen kommen lassen, wenn uns der Kaffee dazu das nötige Kleingeld nicht mehr gibt. Diesem fundamentalen Grundsatz vernünftiger, vorsichtiger Volkswirtschaft entspricht die neue Initiative unseres Ackerbausekretärs. Ein wichtiger Punkt dabei bleibt aber, die Eisenbahngesellschaften für diese Politik zu gewinnen, damit sie durch billige Frachten die Produktion der Polykultur lohnend machen und gleichzeitig den Städten billigere Lebensmittel besorgen.

Spekulationsblüten. Im Ackerbausekretariat liegen gegenwärtig nicht weniger als 80 Gesuche um Eisenbahnkonzessionen vor. Natürlich hat nur ein geringer Teil dieser Gesuchsteller die Absicht, selber diese Konzessionen auszuführen; sie wünschen sie nur als Spekulationsobjekt, um mit ihnen bei den schon bestehenden Bahngesellschaften, oder auf den europäischen Märkten hausieren zu gehen. Unsere Regierung soll aber den sehr zeitgemäßen Beschluß gefaßt haben, vorderhand keine Bahnkonzessionen mehr zu vergeben, bevor nicht der vollständige Plan fertiggestellt ist, der für den Ausbau des paulistaner Bahnnetzes ausgearbeitet wird und der bei der weiteren Vergebung von Konzessionen zugrunde gelegt wird. Auf diese Weise wird man viele Unzukömmlichkeiten und wucherische Spekulation verhüten, für die ja doch früher oder später immer das Publikum aufkommen muß.

Die Montage-Arbeiten am Viaducto de Santa Ephigenia sind mit 23 Contos 450 Milreis an den Ingenieur Julio Micheli bis Ende Juni bezahlt. Hoffentlich gehen endlich diese Arbeiten etwas rüstiger voran und sollten doch für dieses monumentale Werk genügend Arbeiter angestellt werden. Es ist traurig anzusehen, in welchem Schneckengang dieser Bau betrieben wird und welchen enormen Schaden durch Verwitterung jetzt schon das ganze Material gelitten hat. Wozu eine ganze Stadt in Trümmer reißen und die größten Werke nicht vollenden? Wie mancher halbfertige Bau gähnt schon seit langer Zeit in die Welt hinaus und schreit gleichsam gegen solche unvernünftige

Behandlung. Weniger Zerstörungswut im Einreisen und mehr konsequente Arbeit im Aufbau! Und welchen Schaden durch solche Verzögerung den zahlreichen anwohnenden Grundbesitzern entsteht, das beachten unsere Munizipalleiter nicht.

Für die hauptstädtische Wasserversorgung soll vom Rio Cotia eine neue Leitung erstellt werden, zu deren Studium Dr. Modesto da Costa Ferreira und Hypolito da Silva Filho, Ingenieure des Ackerbausekretariats, nach Cotia sich begaben. Nach diesen Studien soll die Fassung des Wassers nicht mehr in der Cachoeira „Pedro Beicht“, sondern in der von Graça, im Eigentum von Ingenieur Dr. Julio Micheli, angelegt werden, die noch 20 Meter über der Avenida Paulista liegt und wo die doppelte Wassermenge erhältlich ist. Der elektrische Bond für den Materialtransport wird bis einen Kilometer an Cotia vorbeigeführt, dem Tal des Cotia-Flusses entlang.

August Fried †. Aus voller Kraft des Könnens und Schaffens heraus hat gestern Nachmittag um halb drei Uhr der Tod August Fried abgerufen, er erlag einem Herzschlage. Mit ihm verliert die deutsche Kolonie eines ihrer bekanntesten und geachteten Mitglieder, dessen Hinscheiden eine fühlbare Lücke hinterläßt. Fried wurde im November 1857 in Untertürkheim in Württemberg geboren, war in jungen Jahren in der Schweiz und Südfrankreich als Bauführer und Architekt tätig, ging dann nach Argentinien und kam vor ungefähr 20 Jahren nach São Paulo. Mit kleinen Mitteln anfangend, verstand es Fried, sich durch seinen rastlosen Fleiß, seine erprobte Zuverlässigkeit und durch volles Aufgehen in seinem Berufe in wenigen Jahren zu einem der meist beschäftigten und angesehensten Architekten aufzuschwingen. Zuerst im Verein mit Ekman schuf er die Bülowse Villa auf der Avenida, die Villa Burehard und die von Dr. Schaumann, in Rio die Häuser Hasenclever und Herm. Stoltz u. Co. Unter den größeren Bauten in den letzten Jahren die Bauten Lara und eine große Zahl von Villen und Privathäusern, die ihrer Vollendung noch entgegensehen. Eine Probe seines Könnens sollte die neue Deutsche Schule werden, es sollte ihm nicht vergönnt sein, die Vollendung dieses seines Lieblingswerkes zu erleben. Fried war ein ganzer Mann, ein rechter Schwabe mit seiner Zähigkeit und Zuverlässigkeit. Er war ein guter Mensch, der für seinen Nächsten immer offene Hand und offenes Ohr hatte, er hat manchem im Leben geholfen. Mit seiner Familie trauert die deutsche Kolonie an seinem Grabe; möge dem trefflichen Manne die Erde leicht sein. Die Beerdigung findet heute Nachmittag um vier Uhr von der Avenida Brigadeiro Luis Antonio 245 aus statt.

Da der Verstorbene sich durch seine Tätigkeit um die Deutsche Schule vielfach verdient gemacht hat und auch lange Jahre Vizepräsident des Schulvereins war, fand heute vormittags in der Deutschen Schule eine interne Gedächtnisfeier statt, um den Verstorbenen auch bei den Kindern in dankbares Andenken zu bringen. Der Direktor hob in einer kurzen, ergreifenden Ansprache die Verdienste des Verblichenen für die Schule und auch die hervorragenden persönlichen Eigenschaften des allgemein geachteten Mitgliedes der deutschen Kolonie hervor.

Arbeiterhäuser will die Baugesellschaft „A Popular“, die in Rio ihren Sitz hat, auch in São Paulo errichten. Durch ihren Santos-Vertreter, General Augusto Himeses Villeroy, sucht sie bei unserer Munizipalkammer um dieselben Vergünstigungen nach, die sie im Bundesdistrikt erhielt. Die Pläne zu den Bauten werden vorher der Sanitätsbehörde unterbreitet. Wegen Bauplätzen soll die Gesell-

schaft hier schon in Unterhandlung stehen. Arbeiterwohnungen sind gegenwärtig in São Paulo nicht nur der notwendigste, sondern auch der rentabelste Artikel. Viel besser als in manchen Prachtbauten würde der Staat seine Gelder heutzutage in der Beihilfe zu Arbeiterwohnungen verwenden.

Teuerung in São Paulo. Die Erhöhung der Fleischpreise ist zur Tatsache geworden. Das Fleisch, das den Fleischhauern in der Halle 350, 400 und 450 Reis kostete, wird jetzt für 450, 500 und 550 verkauft und dementsprechend haben auch die Schlächter die Detailpreise von 600 und 800 Reis auf 800 und 1\$000 Reis erhöht. Wie man sieht, haben die Schlächter nur die Bewegung begleitet. Wo die Lieferanten die Preise um 100 Reis erhöhen, dort mußten auch sie den Preis erhöhen und der Unwille des Publikums darf sich nicht gegen sie richten, denn sie sind an der Steigerung nicht schuld und kann dieselbe nicht einmal in ihrem Sinne gelegen haben. Wenn das Fleisch teurer wird, dann geht der Konsum zurück; die Schlächter können weniger verkaufen und da sie an dem verkauften Kilo dasselbe verdienen wie bisher, so bedeutet das für sie einen Gewinnausfall. Die Großschlächter rechtfertigen ihr Vergehen mit der Behauptung, daß das Schlachtvieh selten sei und das Angebot der Nachfrage nicht mehr entspreche, aber diese Behauptung ist falsch. Es handelt sich nicht um natürlich entstandenes Mißverhältnis zwischen Angebot und Nachfrage auf dem Markte des Schlachtviehs, sondern um eine im Interesse der Spekulation künstlich herbeigeführte Teuerung. Es wird gesagt — und wir glauben das eher als die Behauptung der Lieferanten — daß ein Trust sich gebildet habe, der in Barretos und anderen Ortschaften des Staates 5000 Rinder auf der Weide halte, um einen Mangel an Schlachtvieh zu simulieren und so die Preise in die Höhe zu treiben. Den Trustleuten sei es nicht gelungen, einen geschlossenen Ring zu bilden, denn drei oder vier Großschlächter seien gegen den Plan, der im Grunde genommen ja auch nichts anderes ist als eine Ausbeutung des Publikums und eine Spekulation auf die Geduld der Behörden. Wenn ein solcher Trust wirklich besteht, dann muß er gesprengt werden und das kann nur dadurch geschehen, indem Publikum und Behörden sich dazu zusammenschließen, um die dem Ring ferngebliebenen Großschlächter zu unterstützen. Die Regierung muß den Schlächtern, die den Zug gegen das Volk nicht machen, zur Hand gehen, damit sie schnell und billig Schlachtvieh herbeischaffen können. Das Kilo Fleisch in São Paulo 800 — 1\$000! Das ist ein Skandal, der nicht geduldet werden darf, dem ein Ende gemacht werden muß. Das verlangt die Volksgesundheit und die elementare Gerechtigkeit. Die Regierung muß auf ihrem Posten sein.

Das neueste Zentralbahn-Unglück ist das vierte innerhalb 72 Stunden. Wie es auf dieser Bahn die Regel ist, daß immer Menschenleben dabei zugrunde gehen, so auch wieder dieses Mal: 2 Tote und 38 Verwundete, darunter 5 Schwerverwundete. Das Unglück erfolgte bereits am 24. ds. morgens halb acht Uhr. Der Maschinist des Nachtzuges, der von der Luz um 7 Uhr abging, bemerkte von weitem in der Nähe der Station Queluz, Kilometer 233, einen Güterzug, mit Pflastersteinen beladen. Er suchte nun durch Anziehung der Spannvorrichtung seinen mit großer Geschwindigkeit dahinsausenden Zug zu langsamer Fahrt zu bringen, aber die Vorrichtung funktionierte nicht und so erfolgte der Zusammenstoß 4 Kilometer vor Queluz mit außerordentlicher Heftigkeit, so daß der größte Teil des Rollmaterials der beiden Züge zerstört ist. Auf dem einen Zug befanden sich 120 Arbeiter des

nahen Steinbruches. Die Ursache des Unglückes soll ein unrichtiges Manövrieren sein; ob der Beauftragte des Postens Kilometer 233 oder der Maschinist des Frachtzuges die Schuld hat, ist noch nicht festgestellt. Wie aus den Berichten des Polizeidelegados an den Justizsekretär hervorgeht, leisteten wohl die Aerzte Souza Gomes Filho und Virgilio Vieira von Cruzeiro Hilfe und verteilten die Verwundeten in die Spitäler von Guaratinguetá, Lorena, Queluz und Rezende, aber lange fehlten alle Hilfsmittel und es dauerte sehr lange, bis die Bahndirektion die Hilfsaktion begann. Die Telegramme der herbeigeeilten Pressevertreter beförderte der Telegraph der Bahn gar nicht und die Meldungen der Polizei selbst mit großer Verspätung, d. h. 10 Stunden nach dem Ereignis!

Bei dem Unglück wurden getötet die beiden Arbeiter José de Oliveira und Chriysim José de Carvalho. Verwundet sind folgende Personen: Antonio Bernardo, João Vieira Gomes, Brotero Raymundo Gomes, Joaquim Ribeiro dos Santos, Francisco Pereira, Olympio Rosa, Sebastião M. Martins, João Innocencio, Clemente José Santos, Pedro de Oliveira, Julio Gomes, João Lucio, Matheus Gomes, Manuel de Mello, Mario Guilianette, Lucrecio Ramy Nogueira, Valerio Bento, Emygdio Furquim, Reinaldo Valente, José Baptista, José Ribeiro Nogueira, José Antonio dos Santos, Olympio Miguel, Benedicto Moreira, Irineu Corrêa de Mello, Braz Rosa, Manuel de Mendonça, João Bernardo, Justo Gomes Martins, José Nunes, José Dias, Olympio Rosa de Oliveira, Mario Julianetti, Julio Moreira, Armando Miranda, Emilianio Moreira, Lourival Barbosa und Olympio Domiciano.

„Eine Untersuchung ist eingeleitet“. So lautet wieder die stereotype Phrase. Damit soll sich das Publikum, dessen Leben tagtäglich auf die frevelhafteste Weise von diesem Bahnpersonal aufs Spiel gesetzt wird, zufrieden geben! Was würde man sagen, wenn derartige, wenn ein solcher Massenmord auf der englischen Bahn geschähe? Aber unserer Staatsbahn ist absolut alles gestattet. Denn sie ist die jeder Verantwortlichkeit entlohene Versorgungsanstalt unserer politischen Wahlmacher. Es ist sehr einfach, die ganze Verantwortlichkeit nur auf eine Person, auf den Direktor abzuwälzen, aber das ist ebenso ungerecht wie kurzsichtig. Wir haben es hier mit einer ganzen Rotte pflichtvergessener Staatskrüppelpensionisten zu tun. Nur die Ausmistung des ganzen Augiasstalles kann Hilfe schaffen: der Verkauf oder die Verpachtung der Bahn, die zu den allerwichtigsten Verkehrsadern des Landes gehört, die aber heute einen Schandfleck der Landesverwaltung bildet. Gibt es gegen diesen mörderischen Unfug eines solchen Bahnbetriebes nicht mal ein Stück von den berühmten „Habeas corpus“, wodurch das Publikum von der mörderischen Tätigkeit dieser Eisenbahner geschützt und der Betrieb verboten werden könnte. Man bringt doch sonst mit diesem advokatischen Rechtsmittel hierzulande ja alles fertig!

Wasserversorgung. Am Rio Cotia ist der Chef der Ingenieure eingetroffen, welche die neue Wasserleitung von der großen Cachoeira da Graça zu studieren haben. Der Fall hat dort eine Höhe von 30 Metern. Es werden zu diesem Werke an 2500 Hektar zu expropriieren sein. Dadurch werden sich die jetzigen Eigentümer veranlaßt sehen, sich nach anderen Ländereien umzusehen. Die Spekulation hat bereits eingesetzt und die Landpreise auf fast das Dreifache gesteigert.

Die Kaffee-Welternte wird vom Statistiker Laneville wie folgt berechnet (in 1000 Sack): Rio 2484, Santos 99972, Victoria und Bahia 581;

total Brasilien 13.037, Zufuhren in Nordamerika und Europa 4337; total 17.374. Ausfuhr von Brasilien 13.100, von anderen Ländern 4354; total 17.454. Vorräte in Brasilien 9351, anderorts 1654; total 11.005. Weltkonsum in 1911 17.775, in 1910 18.110. Preise für good average: Minimum 6\$500, Mittel 7\$550, Maximum 8\$700.

Kaffeestatistik. Das Sekretariat der Associação Commercial de Santos hat an die Präfekten aller Munizipien des Staates São Paulo ein Zirkulär gerichtet, um ihnen das Rundschreiben vom April in Erinnerung zu bringen, in dem um Ein-sendung der Listen der Kaffeepflanzer und der Zahl der Kaffeebäume in jedem Munizip ersucht wird, wie letztere Statistik von jeder Fazenda durch die Kammer angefertigt worden ist. Da es sich um die hochwichtigen Interessen der Kaffeeproduktion handelt, so erwartet die Handelskammer, daß man endlich ihrer Aufforderung nachkomme.

Unmenschlicher Vater. Am Freitag morgen wurde der 15jährige Constantino Miucci aus der Fabrik Penteado wegen irgendeiner Nachlässigkeit entlassen. Zu Hause angekommen, erzählte er den Fall seinem Vater, Miguel Miucci, und das brachte diesen so in die Wut, daß er eine Peitsche ergriff und den Jungen zu schlagen begann. Nicht genug damit, verwundete er Constantino noch mit einem Messerstich in den Arm und stieß ihn mit Fußtritten auf die Straße. Da Constantino auf der Straße weinte, erregte er die Aufmerksamkeit des diensttuenden Polizisten, der den Fall an die Zentrale meldete. Constantino wurde von dem Polizeiarzt Hilfe geleistet und sein Vater bekam die Vorladung, sofort auf der Polizei zu erscheinen. Das Schlagen mit einer Peitsche ist als „offensa physica aviltante“ ipso facto „schwere Körperverletzung“ und so kann der Vater, der noch zu Hause war, als sein Junge bereits aus der Fabrik zurückkehrte, wenn auch nicht gerade auf eine schwere Verurteilung, so doch auf etliche Monate Untersuchungshaft sich gefaßt machen. Die Wut Miuccis läßt sich nur so erklären, daß er sich von seinem Jungen ernähren ließ. Und solche Väter gibt es leider hier sehr viel.

Die Pocken treten in letzter Zeit wieder häufig in hiesiger Stadt auf. So traf man gestern wieder solche Kranke in der Rua Mendes Junior 87 und Dr. Clementino 29 A.

Kolonisation. In der Kolonie „Campos Salles“ wurden definitive Besitztitel an folgende Kolonisten ausgestellt: Eugenio Martins de Toledo, Los 3, rural und Los 21, urbano; Carlos Kadow, Los 28, rural und Los 13, urbano; João Krugel, Los 46, rural; Sufe Stefano, Los 52, rural; João H. Ortman, Los 54, rural; Franz Ziegler, Los 64, rural; José Plaszewski, Los 74, rural; Carlos Augusto Franzone, Los 79, rural; João Rogge, Los 93, rural; Henrique Gerade, Los 96, rural; Felipe Sant' Anna, Los 110, rural; Henrique Otto Träger, Los 138, rural; Augusto Leiffer, Los 169, rural; Guilherme Miller, Junior, Los 170, rural; Alberto Hohns, Los 171, rural; Ernesto Luiz Pleul, Los 180, rural; Augusto Kowabski, Los 193, rural; Hermann Ruch, Los 199, rural; Frederico Guilherme Betz, Los 11, rural, Sektion „Arthur Nogueira“; Ulysses Rossetti, Los 13, rural, Humberto Rossetti, Los 14, rural, Florencio de Sousa Reis, Los 18, rural, Miguel Mischiati, Los 31, rural; alle in derselben Sektion.

Der Fuhrleutestreik in Santos, der sich auch im Bahnverkehr nach den übrigen Teilen des Staates fühlbar machte, ist gestern durch Vereinbarung beendet worden, so daß heute die Arbeit wieder aufgenommen wird. Die Direktoren der „Companhia Santista de Transportes“ und die „União Transportes“ haben schriftlich erklärt, daß sie die

von den Syndikaten der Fuhrleute und der Chauffeure gestellten Forderungen, so auch die auf 10-stündige Arbeitszeit, annehmen und der Verkehr statt um 5 Uhr um 6 Uhr morgens beginnt. Allerdings erklärten die Gesellschaften vorher in einem Schreiben an die Associação Commercial, daß durch die Neuerung nicht allein die Interessen der Gesellschaften, sondern auch die des gesamten Handels empfindlich betroffen werden. In den letzten Tagen des Streiks hatten die Streikenden großen Lärm gemacht über einen angeblichen Versuch der Transportgesellschaften, durch Bestechung mittelst 5 Contos die Führer der Streikbewegung zum Nachgeben zu bringen. Was an der Sache wirklich wahres gewesen, ließ sich nicht feststellen.

Eine Ausstellung mit 120 Kaffeearten war in Berlin während des Monats Juni in der Mohrenstraße eröffnet. Sie war veranstaltet von der Liga der Konsumvereine, die 1911 in 1142 Vereinen 1.313.412 Mitglieder zählt und einen Jahresumsatz von 385.402.112 Mark hatte. Alle Produkte beziehen diese Vereine von der Zentralstelle „Großeinkaufsgesellschaft deutscher Konsumvereine“ in Hamburg. Die Kaffeeausstellung war auf das vorzüglichste geordnet, die Kaffees der verschiedenen Länder in ihren Sorten ausgeschieden.

Steuertermin. Zur Bezahlung der Steuer auf städtischen und ländlichen Grundbesitz, ohne Buße, ist der Termin auf den 31. dieses Monats angesetzt. Das Steueramt ist in diesem Monat von 10 Uhr morgens an geöffnet, allerdings auch schon von dieser Stunde an von einer zahlreichen Volksmenge, die ihr Geld los sein will, belagert. Vom 1. August an tritt für die Säumigen ein Zuschlag von 10 Prozent ein.

Ein berühmter Besuch ist hier vorgestern eingetroffen in der Person des bekannten nordamerikanischen Finanzmannes W. Morgan Shuster, Vertreter der „National City Comp.“ in New York für Süd- und Zentralamerika, eines Bankinstituts, das mit 10 Millionen Dollars arbeitet und mit der größten Bank Nordamerikas; der National City Bank, in enger Verbindung steht. Herr Shuster ist von Herrn V. Cann von letztgenanntem Bankinstitut begleitet. Wenn Nordamerika uns solche Finanzgrößen zuschickt, so will das entschieden etwas bedeuten und weist darauf hin, daß die Groß-Bankwelt in Nordamerika in Brasilien noch viel vor hat. Morgan Shuster hat als Verwaltungs- und als Finanzmann bereits eine bedeutende Karriere hinter sich. Von Roosevelt wurde er 1898 mit der Organisation der Zollämter in Kuba und 1901 mit derselben Aufgabe auf den Philippinen betraut. Man war mit seinen Leistungen so zufrieden, daß er sofort als Mitglied der höchsten legislativen und administrativen Behörden auf den Philippinen ernannt wurde. Dort fiel ihm die Organisation des gesamten Schulwesens, sowie der Gefängnisse und der staatlichen Fabrikbetriebe zu. Nach drei Jahren übernahm er noch die Kodifikation der Gesetze der Philippinen. Als er 1909 nach Washington zurückkehrte, widmete er sich ausschließlich dem internationalen Recht. Im Dezember ersuchte Persien die Washingtoner Regierung um Sendung eines Finanzsachverständigen. Die Wahl fiel auf Morgan Shuster, der den Auftrag annahm und im Februar 1911 vom persischen Kongreß zum General-schatzmeister erwählt wurde. Nachdem im Mai 1911 Shuster in Persien eingetroffen, gelang es ihm, im Verlauf von 9 Monaten das Land von den schlimmsten finanziellen Schwierigkeiten zu befreien. Das war aber gegen die Eroberungspläne in Petersburg. Schleunigst schickte man von dort den Persern den

Befehl, den nordamerikanischen Finanzrat abzuschaufen. Lange wehrte sich Persien gegen diese freche Forderung. Da kamen 20.000 Kosaken ins Land, sengten und mordeten so lange, bis Persien schließlich nachgab und Shuster entließ. Jetzt will er sich ausschließlich dem Bankfach widmen und ist in dieser Eigenschaft hierher gekommen.

Der Viehzuchtanstalt „Nova Odessa“ machte am Freitag der Ackerbausekretär, Dr. Paulo de Moraes Barros, in Begleitung von verschiedenen anderen Herren einen Besuch. Das Etablissement besteht aus der eigentlichen Viehzuchtanstalt und der Fazenda Palmeiras. Auf der ersteren wird junges Vieh aufgezogen nach den Regeln der neuesten Zuchtmethoden. Dazu gehören 280 Alqueïren Land, von denen 200 mit Capim jaraguá und Catingueiro roxo bepflanzt sind. Der Viehbestand zählt 156 Stück. Der Staat kaufte 50 Rassenkühe, zwei Zuchtstiere und 11 Rinder an. Mit dieser Zuchtanstalt ist eine Milchverwertungsabteilung verbunden, wo die Milch zu Butter und Käse verarbeitet wird, welche Erzeugnisse in der Stadt S. Paulo zum Verkaufe gelangen. Bei einem seiner letzten Besuche in der Anstalt machte der Ackerbausekretär die Beobachtung, daß einzelne Tiere Anzeichen von Maul- und Klauenseuche trugen. Sofort wurde die Diretoria der „Industria Animal“ angewiesen, die Sache eingehend zu untersuchen und zur Bekämpfung dieser bösen Seuche Maßnahmen zu ergreifen. Gleichzeitig sollen die Viehzüchter des Staates in der Bekämpfung der Krankheit instruiert und mit den nötigen Mitteln versehen werden. Leiter der Zuchtanstalt ist Dr. Mario Brandão Maldonado; Paulo Nogueira, Direktor; Otto Behmer und Thomas Steagoll, Chefs der Milchverarbeitungs- und der Pflanzabteilung.

Nachher machte der Ackerbausekretär auch der Kolonie „Nova Odessa“ seinen Besuch. Bis zum 31. Dezember 1911 waren dort 175 Lose vergeben und 150 noch nicht besetzt. Von den 135 Losen in der Ortschaft sind 12 besetzt. Die Bevölkerung wird auf 935 Köpfe berechnet. Von der Viehzuchtanstalt haben die Besucher den besten Eindruck erhalten und sind überzeugt, daß damit der Staat den Viehzüchtern eine sehr vorteilhafte Unterstützung leistet.

Nicht erwünschte Einwanderung. In einer Besprechung, welche zwischen dem Ackerbausekretär Dr. Paulo de Moraes Barros und dem Chef der Einwanderungsdirektion in Santos stattfand, wurde beschlossen, die Hindus, die als Einwanderer eintrafen, nicht an Land kommen zu lassen, da sie keine brauchbaren Arbeitskräfte sind. Auch in Buenos Aires hat man diese Einwanderung zurückgewiesen, besonders auch aus sanitären Gründen, weil gerade diese leicht die Cholera und andere Seuchen einschleppen könnten. Auch vom soziologischen Standpunkte aus ist dieser Bevölkerungszuwachs nicht zu wünschen, denn wahrlich an Mannigfaltigkeit der Rassenmischung fehlt es in Brasilien nicht. Nun will aber die Firma Fortes u. Ramos in Rio es auf ihrer Fazenda Boa Vista versuchen, mit diesen Hindus Reispflanzung zu betreiben.

Die Schatzgräberexpedition ist enttäuscht zurückgekehrt und ihre Mitglieder brauchen für den Spott nicht mehr zu sorgen. Die Expedition hat am 16. ds. die Insel Trindade erreicht und hat das Eiland genau abgesucht, ohne auch das geringste zu finden. Von den in den angeblich von einem Piraten stammenden Memoiren genannten Zeichen haben sie kein einziges gefunden, nicht einmal die zweite Stufe des in dem genannten Buche beschriebenen Wasserfalles. Ein Wasserfall ist da,

der hat aber nur eine Stufe. Die Schatzgräber haben zwei Tage auf der Insel zugebracht; einer von ihnen hat sich verirrt und ein an Land fahrendes Boot ist stundenlang verloren gewesen, so daß sie schließlich Gott sei Dank gesagt haben, als sie alle wieder beisammen waren und abfahren konnten. Dieselben Schatzgräber werden nicht mehr nach Trindade zurückkehren, da diese Klasse aber nie alle wird, so ist es trotz des neuen Mißerfolges möglich, daß andere Leute den Weg weiter wandeln, den die jetzt zurückgekehrten nun endgültig aufgegeben haben. Die Schatzgräber haben bekanntlich Anteilscheine zu fünfzig Milreis ausgegeben und sollte jeder Abnehmer eines solchen Scheines nach der Auffindung der sagenhaften Piratenschatze hundertundfünfzig Contos erhalten. Aus diesem Geschäft wird nun nichts, und wenn die Besitzer der Anteilscheine diese steigen sehen wollen, dann müssen sie aus dem Papier Drachen machen. — An Bord des Schatzgräberschiffes „Carolina“ haben die Führer am 24. Juli ein Protokoll aufgenommen, in dem sie feierlichst erklären, daß auf der Insel nichts anderes zu holen sei als Krebse.

Ueber einen Totschlag wird einer hiesigen landessprachlichen Tageszeitung aus Itaperica berichtet. Am 23. ds. griff der an dem von M'Boi nach der Hauptstadt führenden Weg wohnhafte italienische Kohlenhändler Luiz Casabona die alte Witwe Gabriela Maria de Jesus an und brach ihr einen Arm. Ein minderjähriger Sohn der Mißhandelten namens Leodoro Martins Domingos eilte ihr zu Hilfe und versetzte dem Angreifer zwei Stiche in den Leib. Leodoro wurde verhaftet und Luiz Casabona wurde nach dem hiesigen Hospital Umberto I. gebracht, wo er nach zwei Tagen starb. Die Hospitalverwaltung zeigte das Ableben sonderbarerweise der Polizei nicht an und ließ die Leiche ohne die Erfüllung der bei solchen Fällen vorgeschriebenen Formalitäten beerdigen, sodaß die Polizei jetzt die Leiche wieder ausgraben lassen muß.

Straßenbau. Die Munizipalbehörde von Leme hatte dem Ackerbausekretär mitgeteilt, die Brücke über den Rio Mogy-Guassú an der Straße nach Araras bedürfe dringend der Reparatur. Hierauf erwiderte der Ackerbausekretär, Leme und Araras hätten eine Bahnverbindung. Wenn sie noch eine andere Verbindung wünschten, so müßten die beiden Munizipien selber dafür sorgen. Was der Staat in der Sache tun könne, das sei die Tragung der Hälfte der Summe, auf welche jene Reparatur veranschlagt sei.

Ein großes modernes Hotel will hier die „Comp. dos Grandes Hoteis de São Paulo“ erbauen und hat zu diesem Zweck Pläne und Kostenberechnung bereits dem Ackerbausekretär eingereicht. Auf Antrag der Bautendirektion hat der Sekretär angeordnet, daß von der Gesellschaft zu der Sache nähere Informationen eingefordert werden.

Ein republikanischer Vorkämpfer ist in Franca in Coronel Francisco Martins da Costa gestorben. Ehedem gehörte er zur liberalen Partei. Aber schon 7 Jahre vor 1889 ergriff er die Fahne der Republik und bekämpfte die Monarchie, wie er auch ein eifriger Bekämpfer der Sklaverei war. Schon damals wurde er Präsident der Kammer von Santa Rita, welches Amt er auch unter der Republik beibehielt. Bei den letzten Wahlen wurde er Mitglied der Abgeordnetenversammlung. Der Verstorbene hinterläßt 5 Kinder, die zum Teil schon in geachteten Stellungen sich befinden.

Bundeshauptstadt.

Japanische Reiskultur in Brasilien. In Rio de Janeiro ist dieser Tage Dr. Yahagui, Professor der Nationalökonomie an der Universität Tokio, eingetroffen. Er kommt als Kommissär seiner Regierung und mit dem Auftrage, die Fazenda von Santa Cruz und die Kolonie von Iguape zu besuchen und seiner Regierung über die Aussichten der Reiskultur in Brasilien Bericht zu erstatten. Arbeitskräfte und Kapitalien will die japanische Regierung herüberschieken, wenn sich hier ein lohnendes Feld für diesen Produktionszweig bietet. Es ist nicht zu leugnen, daß sich in diesem Unternehmen wieder die Kühnheit und der wagige Unternehmungsgeist offenbart, durch den in der Neuzeit diese Nation die Welt in Staunen gesetzt hat. Wohlerwogene nationalökonomische Gründe und gleichzeitig diplomatische Geriebenheit liegen dem Vorhaben zugrunde. Wenn es gelingt, in Brasilien für die Reiskultur ein so weites Gebiet zu gewinnen, daß unser Land sich mit diesem wichtigen Artikel seines Haushaltes selber versorgen oder mit der Zeit darin gar noch als Exportland auftreten kann, so wäre natürlich für den Reis-Weltmarkt sehr viel gewonnen und die Möglichkeit andauernd mäßiger Reispreise gegeben, die vor allem den so eminent hervorragenden Reiskonsumländern wie Japan im eigenen Haushalt große Vorteile brächten. Jedenfalls ist dieses Motiv weitsichtiger Politik bei der Regierung in Tokio in erster Linie maßgebend, wenn sie sich offiziell um die Reiskultur im fernen Brasilien bekümmert. Der Welt-Produktenmarkt kennt bekanntlich heute keine staatlichen Grenzen. Aber wir vermuten dahinter noch einen anderen Ziel-punkt. Man weiß ja, mit welcher Schlaueit die Japaner ihre nicht überall willkommenen Auswanderer einzuschmuggeln bestrebt sind; der Westen von Nordamerika weist dafür schlagende Fälle auf. Dasselbe dürfte in Brasilien der Fall sein. Auch hier ist man der asiatischen Zuwanderung in Volk und Regierung keineswegs hold. Man duldet sie höchstens mit Beschränkung. Und was wäre für Brasilien wirklich verlockender als eine mit den nötigen Kapitalien versehene Einwanderung, die uns eine so hochwertige und aussichtsreiche Kultur gleichsam aus dem Boden stampfen würde, wie die des Reises. Wir haben hier schon gewaltige Debatten für und gegen die asiatische Einwanderung erlebt. Wenn die japanische Regierung die Sache mit der Reiskultur in der angedeuteten Weise wirklich betreibt, so dürfte es selbst unseren Nativisten schwer werden, dagegen aufzukommen. Was wir aber entschieden bekämpfen müssen, das ist die bereits eingerissene Einschmuggelung der Asiaten, die nur für die Kolonisation bestimmt sein sollen, sich aber sofort in den Städten niederlassen und in verschiedenen Handwerken ruinierende Konkurrenz machen gegen jene Bevölkerungselemente, welche nicht nur zur Warenproduktion, sondern auch zur Bevölkerungsvermehrung und zur Besiedlung des Landes dienen, also zur Lösung des allerwichtigsten Problems.

Die Verbannung der kaiserlichen Familie war, wie gesagt, Gegenstand eines Antrags, den Herr Mauricio de Lacerda in der Deputiertenkammer einreichte und begründete. Der Deputierte wünscht die Ueberführung der Gebeine D. Pedros II. nach Brasilien und die Aufhebung des Verbannungsdekrets gegen seine Nachkommen. Herr Lacerda sagte, daß er gewissermaßen im Namen einer ganzen Generation komme, derjenigen nämlich, die nicht an den Kämpfen um die Republik teilnahm, sondern erst unter der neuen Staatsform heranwuchs.

Diese Generation verstehe zwar die Notwendigkeit, die 1889 zur Verbannung des Kaisers und seiner Familie veranlaßte, aber, obwohl zur Verteidigung der Republik entschlossen, sei sie doch der Ansicht, daß jene Notwendigkeit heute nicht mehr obwalte. Sowohl im Volke als auch im Parlament selbst sei der Wunsch nach Aufhebung des Verbannungsdekrets schon oftmals laut geworden. Vor allem aber wünsche die Nation die Ueberführung der Gebeine D. Pedros II., des größten Brasilianers, des Vorläufers und Organisators unserer Demokratie, in die Heimat, die er so sehr liebte. Der Widerstand gegen diese Maßregel entspringe einem Geisteszustand, den der französische Philosoph Le Bon kürzlich als „Phantom der Furcht“ bezeichnete. Le Bon sagt, das französische Parlament handle stets aus Furcht; sein Verhalten, seine Gesetzgebung seien nicht den Bedürfnissen des Landes entsprechend, sondern zielten fast immer nur auf das, was sich etwa ereignen könne. Das gleiche muß man nach Ansicht des Herrn Lacerda auch von Brasilien sagen. Auch sein Parlament lebt, indem es die Ueberführung der Gebeine D. Pedros ablehnt, unter dem Einfluß jenes Phantoms der Furcht. Noch unverständlicher sei es, daß ein so überlegender, philosophischer und wahrheitsliebender Mann wie Herr Teixeira Mendes, der Positivistenchef, im vorigen Jahre, als die Frage wieder erörtert wurde, die Maßregel bekämpfte, indem er dem verstorbenen Kaiser vorwarf, er habe den verabscheuenswerten Krieg gegen Paraguay geführt, sei gegen die Sklavenbefreiung gewesen und habe dem katholischen Priestertum nicht widerstanden. Angenommen nun, daß der Paraguaykrieg ein Fehler gewesen ist, verdunkelte er dann das Herscherleben D. Pedros in solchem Maße, daß dagegen die Arbeit sechzig langer Regierungsjahre nichts gilt und der Kaiser der Verurteilung seines Volkes anheimfallen muß? Die Behauptung, daß der Kaiser Gegner der Sklavenbefreiung sei, läßt sich nicht aufrecht erhalten. D. Pedro konnte keine neuen Ideen predigen. Seine Aufgabe war vielmehr, zu herrschen und dasejnige zur Ausführung zu bringen, was der Wille der Nation erstrebte. Die Sklaverei aber entsprach so wenig dem Willen der Nation, daß diejenigen, die sie im Parlament zu verteidigen wagten, auf der Straße tätlich angegriffen wurden. Diesen Wunsch des Volkes hat D. Pedro als weiser Herrscher stets geachtet. Und was endlich die Beziehungen des Kaisers zur katholischen Geistlichkeit anbelangt, so genügt ein Hinweis auf das, was sich zuträgt, wenn die Aufhebung der Gesandtschaft beim Apostolischen Stuhl beantragt wird. Dann erhebt sich jedesmal die öffentliche Meinung einmütig gegen die Freidenker und systematischen Republikaner, die für die Abschaffung jenes Postens eintreten. Welchen Anlaß hatte da D. Pedro, gegen den Willen seines Volkes zu handeln? Das sind die drei Fehler, die der Positivistenfürher dem Kaiser vorzuwerfen hat. Sie können dem Parlament nicht stichhaltig erscheinen, und sollte, so schloß Herr Mauricio de Lacerda seine Rede, seine Anträge dennoch abgelehnt werden, so werde er sich nicht scheuen, auf öffentlichem Platze für sie einzutreten, denn er sehe, daß das Volk dringend die Aufhebung der Dekrete der provisorischen Regierung verlange.

Die beiden Gesetzentwürfe haben folgenden Wortlaut: — Der erste. 1. Die Regierung wird die sterblichen Ueberreste D. Pedros von Braganças, früheren Kaisers von Brasilien, an Bord eines Kriegsschiffes in die Heimat zurückbringen lassen. 2. Der Leichnam des früheren Kaisers wird auf Kosten der Bundesregierung auf einem der Friedhöfe der Hauptstadt beigesetzt. Bei der Ueberführung werden die

für das Begräbnis eines Staatsoberhauptes vorgeschriebenen Ehren erwiesen. 3. Die Regierung wird ermächtigt, die nötigen Kredite anzuweisen. 4. Alle entgegenstehenden Bestimmungen werden aufgehoben. — Der zweite. 1. Das Dekret der provisorischen Regierung der Republik, durch das die frühere kaiserliche Familie aus Brasilien verbannt wurde, wird aufgehoben, jedoch ohne Schädigung der auf Grund desselben eingegangenen öffentlich- oder privatrechtlichen Verpflichtungen und erstandenen Rechte. 2. Die Repatriierung der Familie Bragança erfolgt unter Voraussetzung ihrer völligen Verzichtleistung auf irgend welche Dynastischen Ansprüche auf irgendeinen Teil des Bundesgebiets. 3. Alle entgegenstehenden Bestimmungen werden aufgehoben.“

Einwanderer, die was mitbringen. Als am 14. ds. vom Zollamt nach dem Einwandererhaus 50 Matratzen und das Gepäck der von Europa angelangten Einwanderer transportiert werden sollten, ließ der Zollkonferente Pittaluga das letztere öffnen und durchsuchen. Da fand man bei einem Stück nicht nur 20 Contos in baren Pfund Sterlings, sondern außerdem viele goldene und mit Diamanten besetzte Schmucksachen. Heute werden auch die übrigen Gepäckstücke einer genauen Revision unterzogen.

Der österr.-ungar. Generalkonsul in Rio de Janeiro, Herr C. Bertoni, machte der Handelskammer folgende Mitteilung: „Da ich hörte, daß die brasilianischen Gäste, welche Karlsbad besuchen, sich darüber beklagten, daß es dort kein Geschäftshaus gäbe, das ihnen ihre gemachten Einkäufe nach Rio und anderen Städten Brasiliens schickte, beehre ich mich Ihnen mitzuteilen, daß die Handelsagenturen Schottner und Seidel, Ludwig Bendel und Karl Sebert sich speziell der Versendung von Encomendas und der Besorgung jeglichen Geschäfts nach Südamerika widmen und verdanke die Weiterverbreitung dieser nützlichen Information zum Voraus.“

Der Deutsch-Brasilianische Handelsverband in Berlin, der bereits am 17. Februar dieses Jahres gegründet wurde, hat der Handelskammer in Rio seine Statuten eingeschickt und ersucht um handelsstatistische Materialien von Brasilien aus den letzten 5 Jahren.

Zur Bekämpfung der Viehseuchen beantragt der riograndenser Nationaldeputierte Nabuco de Gouvêa die Errichtung von drei Veterinärstationen, die eine im Norden, die andere in der Bundeshauptstadt und die dritte im Süden. Diese Stationen sollen mit dem geeigneten Personal zum Studium der Seuchen versehen sein wie mit den erforderlichen Serums. Von Europa sollen die Leiter der Stationen kontraktlich angestellt werden. Diese Stationen müssen mit dem Instituto de Manguinhas als Zentrale in Verbindung stehen, von dem sie alle nötigen Heilmittel beziehen können.

Bonnots in Rio de Janeiro. Wie es sich herausstellt, ist der Bandit, der mit zwei anderen das Wechselgeschäft des Herrn A. Hagenauer überfiel und, von der Menge verfolgt, sich erschoss, nicht Holländer, sondern Russe. Er hieß Wlaimir Nikolaiew und war ein desertierter Hauptmann des russischen Heeres. Daß bei dem Angriff ein Russe beteiligt sein mußte, war so ziemlich selbstverständlich, denn ohne einen Moskawiten geht ja so etwas nicht. Wo die Reporter den Namen Adam Petrack herholten, ist ihr Geheimnis. Die Russen, die jetzt ziemlich zahlreich in Brasilien einwandern, sollten ihren Banditenmut zu Hause lassen, denn wir können so etwas nicht gebrauchen. Durch solche Auftritte schädigen diese Helden das Ansehen ihrer Landsleute, die sich in unserem Lande einer fried-

lichen Arbeit widmen wollen. Voriges Jahr der Ueberfall einer Wechselstube in Porto Alegre durch russische Terroristen, jetzt wieder ein ähnlicher von derselben Sorte Menschen in Szene gesetzter Ueberfall in Rio — das ist des Guten zuviel für ein Land, das arbeitsame Kolonisten und keine Rowdies einführen will.

Kaffeemarkt. Die mit der letzten Post eingegangenen nordamerikanischen Handelszeitungen bestätigen die bereits telegraphisch übermittelten Nachrichten, daß die dortigen Märkte im Juni sehr belebt waren. Die Preissteigerung betrug 30 bis 60 Punkte oder 0,50 bis 0,75 Cent pro Pfund (engl.) für sofort lieferbare Ware. Die allgemeine Ansicht geht dahin, daß die lebhafte Tendenz zusammen mit den hohen Preisen auch weiterhin andauern werde.

Die Zwischendeckpreise für die Fahrt nach Europa, die infolge der erbitterten Konkurrenz der Schifffahrtsgesellschaften schon auf 30 Milreis gesunken sind, veranlassen begreiflicher Weise viele Personen, die unter normalen Verhältnissen im Lande geblieben wären, Brasilien zu verlassen. Mancher benutzt die günstige Gelegenheit nur zu einer Vergnügungsreise. Viele aber kehren dauernd nach Europa zurück. Diese Erscheinung ist natürlich für ein dünnbevölkertes Land nicht sehr erfreulich, und deshalb ist die Forderung aufgestellt worden, die Regierung solle Maßregeln gegen eine derartige Abwanderung treffen. Ein Land, das Millionen ausgegeben habe, um die Einwanderung zu heben, könne nicht untätig zusehen, wie durch den Konkurrenzkampf der Schifffahrtsgesellschaften alle jene Bemühungen vereitelt werden. Die diese Forderungen erheben, scheinen uns sonderbare Republikaner zu sein. Gewiß ist die Abwanderung unerfreulich für uns, obwohl sie bisher lange nicht den Umfang annimmt, daß man von einer öffentlichen Notlage reden könnte. Aber wir haben keine Möglichkeit, direkt etwas dagegen zu tun. Sollen wir etwa die Auswanderung verbieten? Das wäre gegen die Verfassung, die ausdrücklich die Freizügigkeit innerhalb des Gebietes der Republik sowohl wie von und nach dem Auslande verleiht. Außerdem würden uns die Kriegsschiffe der fremden Nationen bald zur Vernunft bringen, wenn wir uns unterfangen sollten, ihren Staatsangehörigen das Verlassen des Bundesgebiets zu verwehren. Oder sollen wir etwa den Schifffahrtsgesellschaften verbieten, die Zwischendeckpreise unter einen gewissen Minimalatz zu verringern? Diese Maßregel ist ebenso unmöglich wie die andere. Ein direktes Eingreifen ist also ausgeschlossen. Das einzige, was wir tun können, ist, die Lebensbedingungen im Lande so zu gestalten, daß niemand ans Abwandern denkt. Dazu gehören vor allem Schaffung von reichlicher und lohnender Arbeitsgelegenheit, Garantien für die Auszahlung des verdienten Lohnes, Sorge für die Sicherheit von Leben und Eigentum, schnelle und unparteiische Rechtspflege, gute Verkehrsanstalten usw. Merkwürdiger Weise sind aber gerade diejenigen, die nach Zwangsmaßregeln gegen die Auswanderung rufen, dieselben, die für die Anarchie und Mißwirtschaft im Lande verantwortlich sind. Nach einer einzigen Richtung hin könnte und müßte die Regierung direkt tätig sein: verhüten, daß die Europafahrer nach einem halben oder ganzen Jahre als „Einwanderer“ auf Bundeskosten zurückkehren, wie es häufig geschieht. Aber gerade in dieser Beziehung erweist sich die Tätigkeit unserer Behörden als völlig unzureichend.

Warenbörse. Die neue Warenbörse in Rio de Janeiro nahm ihre Tätigkeit am 18. Juli auf. Der Zuspruch, den sie vom ersten Tage an fand, be-

weist, daß ihre Gründung einem Bedürfnis entgegenkam. In den drei ersten Tagen wurden folgende Geschäfte abgeschlossen: Baumwolle 2.175 Ballen; Zucker 6.671 Saek, Luzerne 200 Ballen und Bohnen 200 Sack. Kaffeegeschäfte fehlten bisher. Zwar lagen zwei Verkaufsanträge vor, aber selbst diese beiden Geschäfte gelangten nicht zum Abschluß. Der Kaffeehandel steht mit dieser Zurückhaltung in bemerkenswertem Gegensatz zum Zucker- und Baumwollhandel, die sich sofort der Börse zuwandten und bereits bedeutende Umsätze erzielten. Wir glauben nicht, daß sich das Kaffeegeschäft auf die Dauer von der Börse wird fernhalten können. Die Produzenten werden bald den Wunsch äußern, daß die Kommissionäre sich der Börse bedienen, weil die Tätigkeit der Geschäfte an jener Stelle ihnen in ihrem Interesse zu liegen scheint. Der Baumwollmarkt blieb, entsprechend auch der Tendenz des Auslandes fest. Für Baumwolle erster Qualität wurden je nach Probe und Lieferzeit 10\$700 bis 11\$000 pro 10 kg. erzielt. Am Zuckermarkt nahm die Haussebewegung ihren Fortgang. Sowohl die in Campos, vorwiegend für die Märkte des Südens, als auch die an der Börse abgeschlossenen Geschäfte zeigten, daß die Aufwärtsbewegung noch einige Zeit fort-dauern wird, denn die Preise für Terminlieferung sind noch im Steigen begriffen. Die Fabriken wiesen verschiedene Offerten zurück, weil sie überzeugt sind, daß der Markt von zum Raffinieren geeignete Qualitäten und der Süden von weißem Krystallzucker fast entblößt ist. Der in Rio befindliche Vorrat von 310.313 Sack besteht fast ausschließlich aus Mascavo-Zucker. Weißer Krystallzucker notierte 500 bis 550 Reis pro Kilogramm, weißer 3. Sorte 520 bis 530 Reis, weißer 2. Jacto 360 bis 490 Reis, Mascavinho 300 bis 440 Reis, gelber Krystall 360 bis 440 Reis, Mascavo prima 270 bis 280 Reis, Mascavo mittel 260 bis 270 Reis, Mascavo gewöhnlich 240 bis 250 Reis.

Ueberfall auf ein Wechselgeschäft. Die drei Verbrecher, die den Ueberfall auf das Hagenauersehe Wechselgeschäft an der Praça 15 de Novembro verübten, waren wirklich Kolonisten aus Nova Baden im Staate Minas. Marcus Alank ist Oesterreicher und wohnt mit seinen Eltern und Geschwistern seit 12 Jahren in jener Kolonie. Willem van der Meer ist Holländer. Er siedelte sich vor zwei Jahren in Nova Baden an und heiratete vor wenigen Wochen eine Schwester Alanks. Wladimir Nikolajeff endlich war erst vor drei Monaten nach jener Kolonie gekommen. Er blieb nur zwei Monate auf dem ihm zugewiesenen Landlose und pachtete dann von einem Italiener eine Chacara, auf der er eine Hülmerzucht betrieb. Er hatte die beiden anderen nach Rio gelockt unter dem Vorgeben, er wolle mit ihnen Saatkartoffeln kaufen, die sie auf ihren Grundstücken anbauen sollten. Den Ernteertrag werde er mit ihnen teilen. Van der Meer sagte im letzten Verhör aus, daß Nikolajeff sich so schnell auf Herrn Hagenauer stürzte, daß weder er noch Alank rechtzeitig in Aktion treten konnten. Infolgedessen gelang es dem Wechsler und seinem Angestellten, sich zu wehren und um Hilfe zu rufen. Die Totschläger, mit denen die drei Verbrecher ausgerüstet waren, hatte Nikolajeff beschafft.

Eine Schraube ohne Ende sind die Nachbewilligungen. Kaum hatte der Direktor der öffentlichen Ausgaben einen Nachtragskredit von 100 Contos für den Titel „Ruhegehälter“ gefordert, als er auch schon darum einkam, diese Nachbewilligung auf 500 Contos zu erhöhen, da sie sonst nicht ausreiche. Wir sind überzeugt, daß auch die 500 Contos nicht reichen werden, sondern daß bis zum Jahres-schluß noch zwei oder drei Nachbewilligungen er-

folgen müssen. Bei uns scheint ja niemand mehr Zeit und Lust und Fähigkeit zu besitzen, die Bedürfnisse des Staatshaushaltes im voraus richtig abzuschätzen und dementsprechend eine ausreichende Summe ins Budget einzusetzen. Oder wird absichtlich so verfahren, damit das Defizit, mit dem unsere Haushaltspläne abzuschließen pflegen, nicht gar zu ungeheuerlich erscheint? (Die Nachbewilligungen erfolgen ja stückweise und lassen deshalb den Volkvertretern nicht zum Bewußtsein kommen, wie hoch das Defizit anschwillt.) Welches aber die Ursache sei, die Folge ist jedenfalls die, daß der Staatshaushalt in immer größere Unordnung gerät und daß es immer schwerer wird, einen Ausweg aus dem Labyrinth der Unterbilanzen zu finden.

Hypothekenbank von Minas. Wir teilten schon kurz mit, daß der Banco Hypothecario e Agricola von Minas, der vor knapp einem Jahre seine Tätigkeit begonnen hat, einen großen Geschäftsaufschwung zu verzeichnen hat. Wir geben nachstehend die wichtigsten Zahlen wieder. Der Kassenumsatz erhöhte sich im ersten Halbjahr 1912 um 1.960:241\$102 gegen das vorhergehende Halbjahr. Der Wert der diskontierten Wechsel betrug 1.061:033\$324, gegen 627:846\$590 im vorhergehenden Semester, oder 60 Prozent mehr. Die garantierten Konten vermehrten sich um fast 100 Prozent, nämlich von 705:926\$424 am 31. Dezember 1911 auf 1.389:336\$843 am 30. Juni 1912. In laufender Rechnung erhöhten sich die Depots von 299:351\$583 auf 753:100\$247 und auf Sparkonten von 431:056\$321 auf 896:282\$630. Diese Konten, die mit 5 Prozent verzinst werden und auf höchstens 10 Contos eingezahlt werden dürfen, waren auf 278 Sparbücher verteilt, sodaß also auf jeden Sparer im Durchschnitt 3 Contos kamen. Die Hypothekendarlehen auf städtischen und ländlichem Grundbesitz beliefen sich auf etwas über 2000 Contos, denen Garantien im Werte von 7.288 Contos entgegenstanden. Während die Bank im ersten Halbjahr ihrer Tätigkeit die vom Staate geleistete Zinsgarantie voll in Anspruch nehmen mußte, konnte sie im zweiten Halbjahr bereits auf ein Viertel dieser Garantie verzichten. Das Unternehmen ist bekanntlich mit französischem Gelde gegründet worden und steht dem Pariser Hause Perier nahe.

Eisenwerk. Im Staatskongreß von Minas Ge-raes brachte der Staatsdeputierte Senna Figueiredo ein Gesetz ein, wonach dem Herrn Fontain Laveley und der Société Financière Franco-Brésilienne oder einer von ihnen zu gründenden Gesellschaft die Konzession zum Bau und Betrieb eines Werkes zur Herstellung gusseiserner Röhren verliehen werden soll. Angesichts der im Staate Minas herrschenden Begeisterung für die Eisenindustrie wird der Kongreß dem Antrag zweifellos zustimmen. Wir zweifeln aber, ob das Werk, falls es wirklich gebaut werden sollte, Erfolg haben wird. Vorbedingung für diese Industrie ist das Vorhandensein oder die Möglichkeit billiger Verschaffung von Kohle. Minas besitzt aber selbst keine Steinkohle und kann sie nur zu hohen Preisen vom Auslande beziehen. Die Eisenverhüttung und -verarbeitung ist infolgedessen rationell nur an Küstenplätzen oder an küstennahen Orten möglich, in Rio, in S. Paulo, in Minas vielleicht auch in Juiz de Fóra. Oder aber der Staat muß mit der Konzession eine Zinsgarantie verbinden, und das wäre volkswirtschaftlich ein Unsinn.

Wird gestoppt? Während der letzten anderthalb Jahre sind in London und Paris mit geradezu fieberhaftem Eifer Gesellschaften gegründet worden, die sich mit irgendwelchen Unternehmungen

in Brasilien befassen sollten. Oft kamen zwei, drei Telegramme an einem Tage mit Meldungen, daß eine Minengesellschaft oder ein Eisenbahnunternehmen oder ein Importhaus usw. ins Leben gerufen worden sei. Die Begeisterung des Publikums für brasilianische Papiere schien infolge der Kaffeehausse keine Grenzen zu kennen, denn die Aktien waren im Handumdrehen gezeichnet. Das wurde namentlich in England, wo die Freiheit des Aktienrechtes sehr groß ist und die Pfundaktie die Unterbringung außerordentlich erleichtert, nicht nur ordentlich ausgenützt, sondern auch mißbraucht. London ist ja das Dorado der Schwindler, die exotische Aktiengesellschaften mit phantastischen Namen und noch phantastischeren Projekten gründen und die Papiere dann dem leichtgläubigen kontinentalen Publikum und dem spekulationslüsternen, man on the street“ aufhängen. Diese Individuen haben auch wieder brasilianische Gesellschaften gegründet. Ob nun als Reaktion auf den Schwindel, oder aber weil man unsere Lage und unsere Zukunftsaussichten nicht mehr so rosig ansieht — Tatsache ist jedenfalls, daß in der letzten Zeit Gründungs- und Anleiheversuche mehrfach beziehungsweise nur teilweise von Erfolg waren. Der jüngste Mißerfolg ist derjenige der Anglo-Brazilian Meat Company, die in London Debentures ausgab, aber die Erfahrung machen mußte, daß das Uebernahme-konsortium auf einem Teil der Emission „sitzen blieb“. Das ist für die Meat Company und das Konsortium gewiß betrüblich, aber im Interesse unse-

rer Volkswirtschaft nicht weiter beklagenswert. Denn es wird hoffentlich ein Anlaß sein, die Ueberfinanzierung, die in der letzten Zeit unzweifelhaft zu beobachten war, ein wenig einzudämmen. Gründerzeiten wie die letzten anderthalb Jahre pflegen stets mit einem Krach zu endigen, und je eher gestoppt wird, desto besser.

Am neuen Hafenkai legten gestern nicht weniger als drei Ueberseedampfer an, „Blücher“ und „König Friedrich August“ von der Hamburg-Amerika-Linie und der italienische Dampfer „Principessa Mafalda“. Da diese drei Schiffe nach Tonnengehalt und Tiefgang zu den größten gehören, die unseren Hafen anzulaufen pflegen, so haben wir einen neuen Beweis, daß der Kai tatsächlich benutzt werden kann. Wir sehen nach diesen Proben nicht ein, warum in Zukunft nicht alle Passagierdampfer anlegen sollen, und möchten wünschen, daß die Hafenbehörden einen Druck in dieser Richtung auf die Schiffahrtsgesellschaften ausüben. Das läge durchaus im Interesse der Passagiere, sowohl jener, die in Rio an oder von Bord gehen, als auch der Durchreisenden, die gern die Gelegenheit benutzen, sich Rio einmal anzusehen, wenn sie es bequem haben können. Und schließlich läge es auch im Interesse des Rufes der Bundeshauptstadt als eines zivilisierten Hafenplatzes. Erfreulich ist, daß bislang die deutschen Dampfer den Rekord halten in Bezug auf die Häufigkeit des Anlegens am Kai.

Casa Edison.

S. PAULO

AVIS.

2747

Nachdem wir uns entschlossen hatten, neuerdings eine

Spielwaren-Abteilung

unsern Geschäfte anzugliedern, beehren wir uns heute, unsern Freunden und Kunden mitzuteilen, dass wir soeben eine Mustersendung von vielen tausenden verschiedenen und allermodernsten Spielsachen erhalten haben, welche wir nunmehr ausstellen und zu konkurrenzlosen Preisen zum Verkauf bringen. --

Phonolas - Trichterlose Sprech- u. Musikapparate

von 65\$000 aufwärts

Neues Platten-Repertoire soeben angekommen.

Besuchen Sie bitte unser neues Haus.

Kein Kaufzwang

Rua 15 de Novembro No. 55.

Unterhaltungsecke.

Auflösungen aus der vorigen Nummer.

Auflösung des Abstrich-Rätsels:
Hader Mehl Karl Milch Paste Mark Anna Wimar
Eidam Leine Macht Kasten Gabe Trost Bogen.
Der ehrlichste Mann wird am leichtesten betrogen.

Auflösung des Rätsels:
Der Maikäfer.

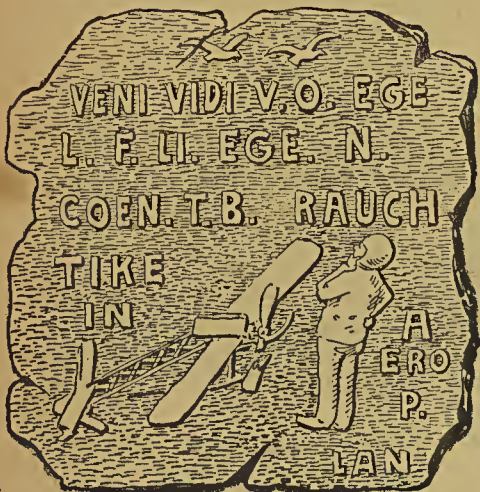
Auflösung des Bilder-Rätsels:
Lebe dem Augenblick und schaffe für die Zukunft.

Auflösung des Zahlen-Rätsels:
Monarchie

Auflösung der Gemüse-Versteck-
Rätsel:

1. Majoran. 2. Spargel. 3. Radieschen. 4.
Wirsing. 5. Bohne.

Rätselhafte Inschrift.



Ergänzungs-Aufgabe.

Amt, Land, Fluß, Wehr, Lieb, Ort, Feind, Stab,
Herr, Licht, Bär, Haut.

Jedes der vorstehenden einsilbigen Worte soll durch Vorsetzen eines der nachfolgenden zu einem neuen, zweisilbigen umgewandelt werden. Ist die Ergänzung richtig erfolgt, ergeben die Anfangsbuchstaben, aneinandergereiht, einen Festschmuck. Ahn, Eis, Fries, Gott, Iln, Irr, Maß, Netz, Not, Post, Stand, Tod.

Anagramm.

Lampe, Hafen, Linse, Angel, Sang, Mast, Stich,
Rente, Laden.

Durch Umstellung der Buchstaben bilde man aus diesen Substantiven andere, deren Anfangsbuchstaben den Namen eines Festes ergeben.

Skat-Aufgabe.

B (Mittelstand) spielte Eichel Solo auf folgende Karten:

e W, s W, e D, e K, e O, e 7, g D, r D, s 10, s 9.

Das Spiel konnte bei regelmäßigem Gegenspiel nicht gewonnen werden; durch eine Finte im Anspiel aber ging es mit Schneider verloren. A. und C hatten gleiche Augenzahl. Im Skat lagen r K und r 7.

Wie waren die Karten verteilt? Wie war der Gang des Spiels?

Diamant-Rätsel.

7 Worte und 2 Buchstaben, richtig untereinander gestellt, ergeben, wenn man die Mittelbuchstaben dieser Worte von oben nach unten liest, ebenso, wie das mittelste Wort, ein christliches Fest. Zur Verwendung kommen folgende Buchstaben: 5 a, 1 e, 1 d, 5 e, 2 f, 2 g, 1 h, 3 i, 1 k, 1 m, 4 n, 2 p, 3 r, 5 s, 2 t, 1 u, 1 w, 1 z.

Die 7 Worte bedeuten in gleicher Reihenfolge:
1. Stadt in Rußland. 2. Farce. 3. Stadt in Spanien.
4. Christliches Fest. 5. Kernobst. 6. Herbst-
7. Biblischer Personennamen.

Bilder-Rätsel.



Etwas zum Lachen

Angenehme Erinnerung. „Verzeihung, mein Fräulein, hatte ich nicht auf dem letzten Akademikerball das Vergnügen . . .?“ — „Gewiß: Sie sind doch der Herr, der mir zuerst den Rotwein aufs Kleid goß und mir dann später noch die Schleppe abtrat.“ — „Ach, mein Fräulein, es macht mich sehr glücklich, daß Sie sich meiner noch so gut erinnern.“

Unliebsame Verwechslung. Ein amerikanisches Blatt erzählt: Walter L. Fischer, der Sekretär des Innern, hatte bei einem Bankett eine Dame als Tischnachbarin, die er für eine Frau P. hielt, deren Gatte nach den Philippinen abkommandiert war. Es war Hochsommer, und die unerträglich heiße Witterung gab Stoff zur Unterhaltung. „Gnädige Frau, wir sollten uns nicht über die Hitze beklagen, wenn wir das bedeutend heißere Klima bedenken, in dem sich Ihr Gatte jetzt aufhält.“ — Die Dame errötete und kehrte dem Sprecher entzündet den Rücken. Herr Fischer wußte nicht, womit er seine Nachbarin beleidigt haben konnte, bis ihm eine Tischnachbarin zur Linken zuflüsterte: „Sie scheinen Ihre Nachbarin nicht zu kennen: das ist Frau N., die Gattin des Obersten N., der vor einem Jahr gestorben ist.“

Ein besorgter Gatte. „Wie geht's Ihrer Frau?“ — „Schlecht! Gestern Abend hat die Aermste wieder so furchtbar gehustet, daß ich um elf Uhr noch in die Apotheke gegangen bin und ein Schlafpulver geholt habe!“ — „Hilft das denn?“ — „O ja; ich hab' die ganze Nacht geschlafen und bin erst am nächsten Morgen um zehn Uhr wach geworden!“

Er kennt es. Direktor einer Schmiere: „Von dem Drama, welches der Dichter Kleksel einreichte, müssen wir unbedingt den sechsten Akt streichen.“ — Regisseur: „Ach, das ist nicht nötig, beim sechsten Akt wird so wie so kein Mensch mehr im Theater drinn' sein!“

Verzeihlicher Irrtum. Bauer (zur Malerin, die im Felde steht und malt): „Jesses na! Grüß Gott! Jetzt hab' ich Ihne die ganze Zeit für a Vogel-scheuchen gehalten.“

Feuilleton

Die Streiche der schlimmen Paulette.

Roman von Karl Hans Strobl.

(Fortsetzung.)

Siebentes Kapitel.

Seit einigen Tagen blies ein ungemütlicher Wintersturm über Elba hin. Er nahm die Backen voll und fauchte raubtierlüstern um die flachen Dächer, und wo er einen Ziegel oder eine Latte lose fand, zog und zerrte er so lange, bis er das Ding auf die Straße werfen konnte. Das war der Tribut, den die sonst mit so mildem Klima gesegnete Insel an den Winter entrichten mußte, und die Gewöhnung half den Elbanern zu einer Philosophie, die sie über den Mangel an Oefen tröstete und sich mit Glutpfannen begnügen ließ.

Gegen die Tücke des Zufalls, daß einem ahnungslosen Passanten ein Ziegel vom Dach auf den Hirnkasten fällt, ist jedoch ein Kräutlein philosophiae gewachsen. Diese Tücke widerfuhr Hureau, als er am Morgen eines Dezembertages aus dem Tor des Munizipalitätspalastes trat. Einem weniger harten Kopf hätte der Ziegelstein vielleicht ein Loch geschlagen, Hureaus Schädel kam mit einer großen Beule davon. Aber immerhin ist auch eine Beule weder eine Zierde noch ein Vergnügen, und es ist begreiflich, daß Hureaus ohnehin immer unfrohe Laune dadurch ganz gelb und gallsüchtig wurde. Ja, es wird behauptet, daß der Dezemberwind, der Ziegelstein und die Beule auf Hureaus Schädel in sächlichem Zusammenhang mit der Szene gestanden hätten, die sich am Abend dieses Tages in dem Hinterzimmer der Osteria degli Giganti zutrug.

Diese Osteria hatte von Riesen nichts als den Namen. Denn die drei Löcher, aus denen sie bestand, waren nicht größer als die Räumlichkeiten aller anderen Osterien von Porto Ferrajo. Nur die Füße des braven Wirtes erinnerten — wenn man will — ans Riesenland. Sie waren unförmig und massig wie die eines Elefanten, staken immer in großen Filzschuhen und trugen den übrigen Körper, der doch zu ihnen in keinem Verhältnis stand, nur mit Mühe. Sie verdankten diese ungemaine Entwicklung der Gicht, und die Gicht verdankte der gute Beppo dem Wein von Marciana. Das hatte seine besondere Bewandnis und war so gekommen.

Fünzig Jahre lang hatte Beppo als ein braver Diener des Bacchus gelebt, und kein einziger Einwohner der Insel Elba konnte behaupten, ihn je betrunken gesehen zu haben. Er konnte die größten Mengen seines schwersten Weines zu sich nehmen, ohne daß ihm etwas davon zu Kopfe gestiegen wäre. Das war in früheren Jahren immer Beppos Lust und Stolz gewesen. Aber da der Wein doch irgendwohin muß und kraft Beppos besonderer Hirnklarheit nicht aufsteigen konnte, strömte er nach den Gesetzen der Natur in die Füße und sammelte seine Rückstände im Laufe der Jahre hier in hübschen Knoten und Anschwellungen.

Dieser Wein von Marciana war es, der in Beppos Hinterstübchen den Honoratioren von Porto Ferrajo vorgesetzt wurde. An einigen Abenden der Woche war dieses Stübchen den kaiserlichen Offizieren vorbehalten und hier wurden manchmal Schlachten geliefert, die nur an Umfang, nicht aber an wilder Majestät den Bataillen auf den Schlachtfeldern von Italien, Deutschland und Rußland nachstanden.

Heute waren die Besucher dieses Raumes, der schon Ikarusflüge großer Begeisterungen, das Ge-

Pianos *Blüthner*

das beste deutsche Fabrikat

Alleinirterte Veer für den Staat São Paulo:

Barbosa & Luechesi

Rua Barão de Itapetininga N. 20. — S. PAUL

prassel heftiger Debatten und die Regenwürmer des Weltüberdrusses gesehen und gehört hatte, fast vollzählig versammelt. Man saß an dem langen Tisch, streckte die Beine unter demselben Tafelholz aus, aber die Stimmung wollte sich heute nicht zu einer Einheit bilden. Hureau hatte den biederer Lamausette, dessen einzige Ausschweifungen dieser gemeinsam verbrachten Abende waren, grob angefahren, als der brave Hauptmann ihn in aller Harmlosigkeit nach seiner Beule gefragt hatte.

Schoultz sah trübselig in sein Weinglas und ließ den polnischen Schnurrbart hangen. Er antwortete Thomas, der ihm Madame Mère mit liebevoller Eindringlichkeit anpries, nur durch ein sehr temperamentloses Brummen.

Balinski und Oberst Mallet saßen abseits von den Uebrigen und würfelten wie die Landsknechte um alle, was ihnen eben einfiel. Und als sie alles, was sie an sich und bei sich trugen, dreimal verspielt und wieder zurückgewonnen hatten, setzten sie in phantastischer Verwogenheit allerlei exotische Wäntze auf die Würfel.

„Wenn Madame Mère jünger wäre,“ sagte Hureau, „zum Teufel, ich glaube, Kiennast verliebt sich auch in die Mama.“

Er zwinkerte das linke Auge zu und lachte mit der rechten Hälfte des Gesichtes.

Thomas von Kiennast fuhr in seinem lätzianischen Rosenkranz fort; er hatte Hureaus Bemerkung nicht gehört.

„Wissen Sie schon, meine Herren,“ rief der Oberst Mallet herüber, „wir bekommen ein Theater in Porto Ferrajo. Dem heiligen Carlo Borromeo wird sein altes Gerümpel von Kirche weggenommen und den neun Musen übergeben.“

„Gleich allen neun Musen,“ kollerte Hureau, „sagen Sie, Oberst, wie heißt denn die Muse des Würfelspiels?“

Mallet schwenkte den Becher in seinen Pranken und stieß ihn dröhnend auf den Tisch. „Verschonen Sie mich mit der Mythologie, Hureau, ich bin in diesem Fach niemals sehr stark gewesen.“

Hureau zog die eine der beiden Glutpfannen, die auf dem Tisch standen, zu sich heran und hielt die Hände darüber.

„Laß uns auch eine Pfanne da,“ sagte Balinski, „wir erfrieren hier unten.“ Schoultz sah auf und sagte gelassen, indem er mit der Rechten seinen Schnurrbart ein wenig hob: „Es wird Dir nichts helfen, Balinski, Du siehst doch, Hureau wird vom Fieber geschüttelt. Er ist krank. Er hat eine Beule auf dem Kopf.“

Zum Erstaunen der anderen entgegnete Hureau nichts. Er rieb seine Hände über den glühenden Kohlen, als sei dies für den Augenblick die wichtigste Angelegenheit von der Welt.

„Ich setze die Inseln Kuba, Jamaica, Portorico, die dreihundertfünfzig Kanonen von Gibraltar und die zwölf Freundinnen des Papstes“, sagte Balinski.

„Und ich den Thronstuhl des Kaisers von Rußland, den weißen Elefanten des Königs von Siam

und die Legitimität der Bourbonen“, erwiderte sein Gegner.

„Es wäre schade, wenn die verloren ginge“, knurrte Hureau.

Niemand lachte. Es war heute durchaus nichts anzufangen. Ein Gerücht behauptete sich und trat immer wieder und immer dreister auf: daß man damit umgehe; den Kaiser nach St. Helena zu bringen. Das drückte auf die Gemüter wie die Beule auf Hureaus Kopf.

In diesem Zustand des Unbehagens kann Corunel mit einem vergnügten Lachen und einer Nachricht auf den Lippen. Er fiel auf den Stuhl und sah einem nach dem anderen ins Gesicht. „Ich sehe, daß Ihr daran seid, vor Langeweile unter den Tisch zu fallen. Nun, ich habe eine Geschichte mitgebracht, lustig genug, ein ganzes Kloster voll Karthäusern zum Lachen zu bringen. Gib mir ein Glas Wein, Schoultz. So — ich danke. Aufgepaßt, meine Herren. Ich komme eben aus dem Palast.“

„Das ist allerdings sehr lustig“, unterbrach Hureau.

Corunel wurde zornrot: „Wenn Du keine Lust hast, eine gute Geschichte anzuhören, so kannst Du ja inzwischen hinausgehen, mein Lieber.“

„Er ist heute wieder ekelhaft“, sagte Schoultz.

„Also ich war im Palast“, nahm Corunel den Faden auf, „man erzählte sich eine ganz köstliche Szene. Es hat zwischen Napoleon und Pauline etwas gegeben. Ich habe das von Jamanowski. Geldgeschichten natürlich. Es scheint, daß die Fürstin sich nicht daran gewöhnen will, daß es nicht mehr aus dem Vollen geht. Die kaiserlichen Kassen sind leer und die Apanage, die der gute Camillus Borghese hergibt, reicht nicht einmal für die Schneiderrechnung. Gestern sind wieder sechszwanzig Toiletten aus Paris gekommen. Da hat ihr der Kaiser Vorwürfe gemacht. Sie hat sie nicht ruhig hingegenommen, hat getobt und dann geweint. Aber sie hat sich sogleich gerächt. Ihr wißt, Kinder, der hölzerne Sir Campbell macht dem Kaiser zweimal im Monate Besuch. Nun gut, heute war Besuchstag. Er kommt, verneigt sich wie das trojanische Pferd und spricht mit dem Kaiser. Indessen zieht sich Pauline hinter seinen Rücken und fängt an, Grimassen zu machen. Sie ballt die Fäuste, verzieht das Gesicht, streckt die Zunge heraus deutet auf die Stirn und tausend Possen. Das schlimmste aber war, daß ein großer Spiegel ganz in der Nähe hing, in dem Campbell bei der geringsten Wendung des Kopfes alles das hätte sehen können. Ja — es ist nicht einmal gewiß, ob er es nicht wirklich gesehen hat. Bei so einem Engländer weiß man ja nie, wohin er schaut. Der Kaiser hält also mühsam seine fünf Minuten aus, und kaum ist der Sir draußen, so stürzt er auf Pauline los, um ihr eine Ohrfeige zu geben. Pauline aber reißt aus und wie eine Schwalbe vor ihm her, durch alle Zimmer, der Kaiser hinterdrein, ohne sie zu erreichen; denn Paulette wirft ihm alles vor die Füße, was nur als Hindernis dienlich scheint. Das geht so dreimal im Kreis, bis der Kaiser nicht mehr kann. Nun, Pélard, Marchand und St. Denids haben genug zu tun, um alles wieder in Ordnung zu bringen.“

„Nun, und das Ende vom Lied?“ fragte der Oberst Mallet von unten herüber.

„Das gleiche wie immer. Der Kaiser zahlt die sechszwanzig Toiletten und Sieur de la Pegrusse greift sich an den Kopf.“

„Und die Soldaten bekommen drei Wochen lang schlechte Kost, damit die Ausgabe wieder eingespart wird“, trumpfte Hureau hin.

„Es gibt ene ganze Menge von Soldaten auf der

Welt“, sagte Corunel, „aber es gibt nur eine Paulette. Sie bringt uns ein Stückchen Glanzes von Paris, ein wenig von seinem Schimmer, sie hat die Anmut, die Laune der französischen Frau, ihre Ausgelassenheit und ihre köstliche Kühnheit. Die Soldaten, mein Gott, es sind brave Burschen. Aber es ist eine namenlose Masse, bestimmt, sich dem Genie eines einzelnen, wie unser Kaiser, zu unterwerfen oder für eine einzige solche Wunderblüte wie Paulette Entehrungen zu tragen. Der Kaiser hat sehr recht, auf diese Schwester stolz zu sein. Sie teilt sich mit ihm in die Herrschaft über die Welt.“

„Die Pyramiden von Gizeh und dreitausend Gebetbücher aus Krokodilhaut gegen Deinen Turban des Großmoguls von Hindostan“, sagte Balinski, indem er seinen Würfelbecher umstürzte.

„Die zwei werden noch vollkommen blödsinnig werden“, murmelte Schoultz, „wir müssen ihnen die Würfel fortnehmen.“

Thomas sah Corunel mit brennenden Augen an. Wie kam er dazu, sich so für Pauline zu begeistern? Es war sehr schön von ihm, gewi! Aber es gefährdete die Ausschließlichkeit jener andächtigen Gefühle, die Thomas wie einen schönen Mantel um die Prinzessin legte. Es wäre vor allem die Pflicht jenes Thomas von Kiennast gewesen, den Pauline erst gestern ihren Freund genannt hatte, sich für sie einzusetzen. Aber er war noch zu neu in diesem Kreise, um sogleich mit richtigen Worten dreinzufahren.

Inzwischen hatte Corunel eine Laute von der Wand genommen und summete zu kleinen, enggriffigen Akkorden ein italienisches Liedchen vor sich hin.

Hureau hatte ihn mit einer grinsenden Ueberlegenheit eine Zeitlang betrachtet; dann sagte er: „Das mit der Teilung der Herrschaft stimmt, Corunel. Es ist ein sehr richtiges Wort. Die Liebe ist gefräßig und mörderisch wie der Krieg. Auch auf den Schlachtfeldern Paulettes gibt es eine Menge Opfer. Aber sonst ist die Teilung der Herrschaft so erfolgt, daß für den Kaiser die Glorie geblieben ist und für Paulette der Skandal.“

Es wird ungemütlich und gefährlich, dachte Lamourette und begann, seinen Waffenrock zuzuknöpfen.

Corunel wollte entgegenen, aber ein anderer kam ihm zuvor. Das war Thomas von Kiennast, der dem lächelnden Hureau beserkhaft in die Speere rannete. Er sagte mit bebenden Lippen: „Hureau, es ist erbärmlich, von einer Frau in dieser Weise zu sprechen.“

Mit einem fröhlichen Augenzwinkern betrachtete Hureau seinen neuen Gegner. Dieser Kamerad von Paulettes Gnaden wollte auch mitreden? Da hatte man ja endlich jemanden, den man aufspiesesen konnte. „Oh, Vergebung“, sagte er, „Donnerwetter, ich wußte ja nicht, daß unser Freund Kiennast nicht weiß, was für ganz Europa schon lange eine Quelle steten Vergnügens gewesen ist. Die Amouren der Prinzessin sind Gemeingut aller Kammerfrauen. Man kennt ja die Liste ihrer Liebhaber . . . es ist eine ganze schwere Menge, von Fréron angefangen . . .“

Sie hat Fréron wirklich geliebt“, warf Corunel zwischen zwei Akkorden hin. „Weil er der erste war. Die Weiber sind dem ersten immer dankbar und bilden sich nachher ein, es sei die große Liebe gewesen. Aber es hat sie nicht gehindert, bald nachher Junot Hoffnungen zu machen. Und man weiß, daß die Bekanntschaft mit ihrem ersten Gatten hinter einem Wandschirm so ungezwungen eröffnet hat, daß sie der Kaiser dem guten Leclerc zur Frau geben mußte. Dann haben wir den General

Gumbert auf der Liste, den Schauspieler Lafon, den Musiklehrer Blanguini und den famosen Canouville, der einen kostbaren Zobelpelz, ein Geschenk des Kaisers an Paulette, für seinen Dolman zerschneiden durfte. Willst Du noch mehr Namen wissen, Thomas? Merke Dir den witzigen Montrond der die Bonnonts Tailleyrands so gut aufzuwärmen verstand, den Lieutenant de Brack, den tapferen Duchand . . .“

Die Namen wirbelten Thomas um den Kopf und weckten ein Summen in den innersten Gehirnwindungen und ein Brennen im Herzen.

„Und was weiter?“ warf Corunel gelassen ein, „wenn die Liste noch dreimal länger wäre . . . es ist die Pflicht einer schönen Frau, sich lieben zu lassen.“

„Gewiß . . . und ihre Schönheit auch denen nicht vorzuenthalten, die sie nicht selbst zu Gesicht bekommen können. Canova hat eine liegende Statue von ihr gemacht, die ihre Schönheit zeigt. Man hat ihr Vorwürfe gemacht, wie sie denn dem Bildhauer habe nackt stehen können. Weißt Du, was sie geantwortet hat, Thomas? Warum nicht, das Atelier war ja geheizt!“

Noch hatte Thomas nicht den Weg zum Wort zurückgefunden. Er sah nur eine boshafte Fratze vor sich, in der ihm die Galle einer ganzen Ameise von klatschsüchtigen Menschen aufgespeichert schien.

Schoultz hob seinen dichten Schnurrbart mit der rechten Hand: „Warum ereiferst Du Dich so, Hureau? Ich glaube, es ist nur der Verdruß, daß es die Prinzessin Dir nicht gegönnt hat, auf ihrer Liste zu stehen.“

„Und hier auf Elba . . .“, fuhr Hureau unerbittlich fort, „seht Euch nur den guten Drouot an. Corunel hat auch schon Feuer gefangen. Von anderen spreche ich gar nicht. Aber es ist alles zu wenig, diese Insel bietet keine Auswahl. Wie sie im Frühjahr den Kaiser in Le Luc erwartet hat, war sie von einer Ehrenwache von zwei Eskadronen österreichischer Lichtensteinhusaren umgeben. Ein sehr schneidiges Regiment, lauter Prachtkerle! Das mag so nach Sinn gewesen sein.“

„Dreizehn Liebhaber der Prinzessin Paulette“, sagte Balinski und ließ die Würfel klappern.

„Oh, ich setze — den Hosenbandorden des Sir Neil Campbell“, erwiderte Oberst Mallet.

„Du bist ein gemeiner Schuft, Hureau“, sagte Thomas von Kiennast.

Hureau wurde weiß wie die Wand hinter ihm und lehnte sich im Stuhl zurück. Sein Gesicht war auf einmal sehr traurig und gar nicht im geringsten mehr boshaft. „Ich setze voraus, daß Du die Verantwortung dafür übernimmst, was Du gesagt hast“, murmelte er.

Thomas von Kiennasts Stimme hatte einen hellen Trompetenton: „Gewiß!“ Dann ging er, von den erstaunten Blicken der Würfler begleitet, die nicht geahnt hatten, daß hier ein junger Mann einen Angriff auf etwas abgewehrt hatte, das sehr deutsch war, aber den fremden Namen Ideal führte, wie so vieles in der deutschen Seele mit fremdländischen Worten bezeichnet wird.

Schoultz war Thomas gefolgt und schritt nun neben ihm her. Der Himmel über den flachen Dächern von Porto Ferrajo war sternenklar und ebenso klar war es in Thomas.

„Ihr werdet euch also schlagen?“ sagte der Pole aus Bamberg.

„Ich werde ihn töten.“

Ihre Schritte waren stark und sicher; aber der Widerhall brach sich in den engen steilen Gäßchen, auf den ausgetretenen Treppen und in dem Winkelwerk hinter der Kirche des heiligen Carlo Borro-

maco, dessen Sandsteinstatue so betrübt über dem spitzböigen Portal stand, als wisse sie von der Verunglimpfung, die ihrem Heiligtum widerfahren sollte.

Und es ereignete sich, daß ein Hauptmann der polnischen Lanziere vor dieser Statue des Heiligen stehen blieb und sagte: „So müßte man sein, wie der da . . . aus Stein. Oder — die Weiber müßten aus der Welt.“ Und wenn einer auch den braven Kapitän Schoultz nicht gekannt hätte, so hätte er aus dieser philosophischen Ansprache an einen steinernen Heiligen herausfinden müssen, daß die Heimat dieses Polen in Deutschland sei.

„Ihr wollt Euch also durchaus Eure Häute aufschütten.“ sagte er dann, als sie wieder eine Terrasse tiefer waren und schon zwischen Gartenmauern hingingen. „Ich kann es nicht hindern, obzwar ich mir sage, daß ein Unsinn ist. Wenn es aber nicht anders sein soll, dann wünsche ich wenigstens, daß er es ist, dem das Fell versengt wird. Denn Du bist mir im Herzen lieb, Kamerad, und ich möchte nicht, daß Dir eines Frauenzimmers wegen etwas zustößt.“

Zwei Hände fanden sich, ein polnischer Schnurrbart zuckte verdächtig im Sonnenlicht. „Und dabei ist dieser Hureau ein braver Kerl“, fuhr Schoultz bedächtig fort, indem er seine Plempe gedankenschwer hinter sich herschleifen ließ, „er war nicht immer so gallig wie jetzt. Ich kannte ihn noch, wie er so frisch und lebensdurstig war, wie andere, wie Du oder Corunel . . . das war noch vor drei Jahren. Dann kam er dieser Prinzessin in den Weg und es war aus mit ihm. Sie hat ihn aus den Angeln gehoben, mit der Summe jener unerklärlichen Kräfte, über welche Weiber verfügen, hat ihn hingeschleudert und achtlos liegen gelassen. Sie, die sich einem Musiklehrer oder einem Gecken wie Canouville nicht versagt hat, hat den braven Burschen Hureau mit einem Lächeln getötet. Er hat sich selbst nicht mehr wieder gefunden.“

Die beiden Männer standen vor Ballianis Haus und sie fühlten, daß nach dem Sturm der letzten Tage jetzt irgendwo der Mond aus dem Meer stieg und dabei sein silbernes Glitzern über der Welt war. „Das kommt davon, daß wir uns einbilden, der Weltgeist habe sich irgendwie ganz besonders in den Weibern geoffenbart. Und daß wir sie über unseren Wert entscheiden lassen. Du siehst, ich habe mich philosophisch besonnen und das Gelichter ist mir zu einem denkerischen Problem geworden. Aber es hat eine Zeit gegeben, Kamerad, wo ich noch keine allgemeinen Betrachtungen über das Geschlecht anstellen konnte und wo mir Leben und Tod in zwei Frauenaugen entgegentraten. Ich habe mein Vaterland um ihretwillen verlassen, Kamerad . . .“

Ein kleines Liedchen kam sacht und schwermütig aus dem Hafen heraufgeschwebt. Wenige, immer wiederholte Töne, die so samt dunkel und sternüberstrahlt waren wie die Nacht. Ein Fischer zog dort unten sein Boot zum Morgenfang in die Flut.

„Du mußt jetzt schlafen gehen, Thomas“, sagte Schoultz, indem er den Freund gegen die Haustüre drängte, „ich hole Dich morgen zur rechten Zeit.“

Es war jedoch in dieser Nacht wenig mit Thomas' Schlaf. Zuerst ging er eine Stunde in seinem Zimmer hin und her und wartete, bis seine Gedanken wieder von sausenden Flügeln zum Gleichmaß zurückgekehrt wären. Er hatte in zwei Leben blicken dürfen und fühlte sich ihnen nahe verwandt, so seltsam nahe, daß es ihm gar nicht glaubhaft erscheinen wollte, daß er das eine von ihnen morgen mit Waffen bekämpfen solle. Dann schrieb er einen Brief an seine Mutter, in zärtlichen Wendungen, einen Brief für den äußersten Fall, der mit Trös-

tungen und Bitten um Verzeihung angefüllt war.

Als dann gegen Morgen der Mond wirklich heraufkam und sich vor Thomas' Fenster schwebend behauptete, holte er seinen Marschallstab aus dem Tornister und umwickelte ihn mit Papier, das er fest verschnürte und versiegelte. Zuletzt schrieb er noch einen Brief an Schoultz, in dem er ihn bat, den Brief an seine Mutter zu besorgen und ihm das kleine Packet in das Grab mitzugeben, wenn er fallen sollte. Es war aber ein Brief in deutscher Sprache.

Alle diese Gedanken, Handlungen und Schreibgeschäfte waren von einer bittersüßen Wehmut umhüllt, die diesen letzten Stunden eine unvergleichliche Köstlichkeit gab. Ganz zuletzt dachte Thomas noch ein wenig an Gott und erinnerte sich gar nicht daran, daß er bei Voltaire gelernt hatte, es gebe keinen . . .

Schoultz fand den Freund in dem großen Lehnstuhl vor dem Fenster. Er berührte die Schulter des Schlafenden. Thomas erhob sich sogleich, nur ein ganz klein wenig verwirrt.

„Es ist alles bereit“, sagte der Kapitän, indem er einen lächelnden Seitenblick nach dem Tisch warf, auf dem er einen wohlverschlossenen letzten Willen liegen sah.

Fräulein Carlotta war schon auf und fütterte die Hunde im Hof. Sie machte erschreckte Augen, als sie ihren Mieter das Haus so frühzeitig verlassen sah.

Die Freunde schritten den Abhang des Monte Caponne hinan, zwischen verkrümmten Oelbäumen, deren Aeste so geschwunden waren, wie die Wege der Bosheit. Sie grinsten schadenfroh und koboldhaft aus verschnürten hölzernen Gesichtern.

Thomas von Kiennast aber ging in schlanken Schritten und aufrechten Gedanken zwischen ihnen hindurch, allem elementarischen Schabernack der Natur abgewendet und ihren höheren Mächten als Ritter zugetan. Er war ganz voll Edelmut, und wenn seine Seele in diesem Augenblick seinen Körper hätte verlassen können, so hätte man sie ganz gewiß im weißen Flügelkleide eines Engels erblickt. Er hatte sich entschlossen, sich mannhaft zu verteidigen, nicht aber mit kleinlichem Haß und niedriger Rachsucht den Mann anzugreifen, der sich gegen die Frau versündigt hatte, die ihm sein Leben zerstörte.

Inzwischen grüßte der Tag immer leuchtender das Meer und die Insel. In diesem großen Glanz wuchs auch die Herrlichkeit von Thomas' edelmütigem Vornehmen.

Am Rande des Maqui wurden Thomas und Schoultz erwartet. Corunel war da, als Thomas' zweiter Zeuge, Hureau war von Balinski und einem Italiener namens Combi begleitet. Lamaurette hatte es abgelehnt, dem Kameraden Zeugenschaft abzulegen. „Er fürchtet den Zorn des Kaisers“, hatte Balinski vermutet. Aber Hureau hatte erwidert: „Das ist es nicht, er muß einkaufen gehen.“ Als Arzt war Doktor Fourreau zugezogen worden, ein unzuverlässiger Kumpan, klatschüchtig wie ein altes Weib, aber es war in der Nacht niemand anderes aufzutreiben gewesen.

Man begrüßte einander und trat in eine kleine Bucht, die in den Rand des Dickichts geschnitten war. Hier konnte man zwischen grünen Kulissen fechten, mit keinem anderen Zuschauer, als dem leuchtenden Rund des Meeres.

Balinski, der in Anbetracht der besiegten Batterien des Weines von Marciana immerhin noch ziemlich nüchtern war, betrat die Bühne und machte die Akteure aufmerksam, daß der Kaiser ein erbitterter Feind des Duells sei und noch vor kurzem, auf Elba selbst, ein strenges Verbot erlassen habe.

Daß man also seinen Zorn gewärtigen müsse. Ob man also diesen Zorn auf sich zu nehmen gewillt sei?

Niemand antwortete.

„Fourreau ist da,“ flüsterte Schoultz an Thomas Ohr, „mittags weiß es der Kaiser.“

Corunel war übler Laune. Er dachte an das Bois de Boulogne und an die prächtigen Zweikämpfe, nach denen man in die Stadt zurückfuhr, um im Hotel Royal ein gutes Frühstück einzunehmen. Und mit Erbitterung betrachtete er die verfilzten, stacheligen grünen Wände der Bühne und den ungeebneten Boden, auf dem eine Menge von Steinen herumlag.

Die Gegner hatten die Rösche abgeworfen und traten einander gegenüber. Zink! machten die Klängen bei der ersten Berührung, und ein jauchzendes Funkeln lief den Stahl herab. Sie bebten wie die Leiber junger Frauen beim ersten Kuß.

Zink! . . . Zink! . . . Zink! . . . Zink! . . .

Es war ein seltener Zweikampf, voll Höflichkeit und Zurückhaltung von beiden Seiten. Die Degen suchten und fanden sich nur wie zum Spiel, sie klingelten umeinander herum, gar nicht erbittert und lüstern nach Blut, sondern als gute Freunde.

Schoultz schmunzelte melancholisch unter seinem polnischen Schnurrbart. Er hatte es von den beiden braven Burschen gar nicht anders erwartet.

Balinski aber, der als ältester Zeuge den Zweikampf leitete, sah sich veranlaßt zu ermahnen: „Meine Herren, ich bitte . . . wir haben nicht so lange Zeit — wenn ich bitten darf. Sonst weiß es der Kaiser, noch ehe Sie hier zu Ende sind.“

. . . Zink zink . . . zinkzinkzink . . . zink! sangen die Degen. Sie wandten sich geschmeidig, aber immer sehr liebenswürdig umeinander, bereit, vor jeder Blöße des Gegners zurückzuweichen. Und der Kampf hätte noch lange so weiter gehen können, wenn man anstatt auf einer steinigen Blöße auf dem gut geeebneten Duellrasen des Bois gewesen wäre.

Sobald die beiden Gegner sahen, daß sie einander gewachsen waren, besaßen sie Höflichkeit genug, aus ihrer Zurückhaltung herauszugehen und das Tempo zu beschleunigen. Die Stöße wechselten schneller, die Luft an dem schönen und gefahrlosen Spiel stellte sich ein.

Schoultz begann nachzusinnen, wie man den Kampf beenden könnte. Hureau machte einen schönen Doppelstoß. Thomas sprang zurück, sprang vor und stürzte über einen Stein, der vor seinen Füßen lag — gerade in die noch ausgestreckte Klinge Hureau's.

Als er sich von den Knien erhob, fühlte er eine Wärme auf seiner Brust und sah zu seinem Erstauen einen sich rasch vergrößernden roten Fleck auf seinem Hemd.

Schoultz sprang auf ihn zu und faßte ihn am Arm. Zugleich packte Hureau, der den Degen geworfen hatte, seinen anderen Arm: „Was ist Dir? Habe ich Dich getroffen? Zum Teufel . . . das habe ich nicht tun wollen.“

„Es ist nichts,“ vermochte Thomas zu lächeln, obwohl ihm die Knie zitterten.

Es war aber doch etwas. Ein ganz hübscher Stich in die rechte Brustseite . . . und vielleicht auch ein Stück in die Lunge hinein, wie der Doktor Fourreau meinte. „Die Geschichte blutet zu wenig,“ sagte er kopfschüttelnd. Hureau stand als armer Sünder da, ganz blaß, und ließ die Hand des Verwundeten nicht aus der seinen.

Schließlich hörte Thomas zu lächeln auf und sah nichts mehr.

Die Kameraden trugen ihn in den Wagen, der ein Stück unterhalb des Kampfplatzes wartete.

Als man ihn in das Haus des Notars Balliani brachte, lief das Fräulein Carlotta herbei, fiel an der Bahre nieder und schluchzte und weinte so heftig, daß sich alle ganz verwundert ansahen.

Nun lag Thomas in seinem Schlafzimmer mit dem Mäanderfries und den Silhouettenmedaillons und den Säulen in den Ecken und hatte die schönsten Zeiten. Seine Wunde hatte anfangs recht bösartig ausgesehen und ein paar Tage hatte ihn das Fieber geschüttelt, wie der Arzt seine Medizinflasche. Und das Fieber ist auch wirklich wie ein Arzt, es brennt die schlimmen Keime aus dem Blut, und schließlich war Thomas' Blick wieder klar geworden und seine Hände zuckten nicht mehr über die Bettdecke hin.

Da lag er nun ruhig und stumm, denn der Arzt hatte das Sprechen und jede Aufregung streng verboten und ließ sich von den Tagen viel Liebes und Gutes zutragen. Es kam zumeist von Carlotta her, die sich sogleich der Pflege des Verwundeten bemächtigt hatte, als verstünde sich dies von selbst.

Mit dem Vater hatte es erst noch einen harten Kampf abgesetzt, bevor sie Thomas im Haus behalten durfte. Denn der gute Notar hatte augenblicklich, ganz blaß vor Angst, erklärt, der Leutnant müsse ins Krankenhaus geschafft werden; es solle auch nicht der Schatten eines Verdachtes auf seine Gesinnung fallen. Der Kaiser habe das Duell ausdrücklich verboten, und man solle dem Notar Balliani nicht nachsagen dürfen, er habe eine verbotene Handlung gefördert oder begünstigt. Darauf hatte Carlotta entgegnet: „Geschehen ist geschehen! Wenn auch der Kaiser über das Duell zornig sein wird, so kann der Zorn doch nicht Sie treffen, Papa. Haben Sie denn vorher etwas davon gewußt? Das wird doch niemand von Ihnen behaupten. Und nachhinein? Ich glaube, schließlich muß dem Kaiser doch ein gesunder Offizier lieber sein, als ein kranker oder dienstuntauglicher. Und sie kennen doch unser Spital. Glauben Sie nicht, daß der Leutnant früher bei uns gesund werden dürfte, als in den überriechenden, feuchten Betten, bei der schlechten Kost des Spitals? Nun also — wird man uns, wenn wir den Herrn von Kiennast aus dem Haus geben, nicht mit vollem Recht vorwerfen dürfen, wir hätten uns schlecht gegen einen Mann benommen, der die Uniform des Kaisers trägt, wir seien hartherzig gewesen, wo wir hätten opferfreudig sein sollen?“ Carlotta machte ihren Sieg vollständig, indem sie dem Papa mit einer weichen, warmen Hand liebkosend über die glattrasierten Wangen strich.

Es war eine so linde Hand, daß ihre Berührung einem Gesunden ein Entzücken war, einem Kranken aber ein streichelndes Ambrosia sein mußte.

Thomas empfand sie so schon in seinen Fiebertagen, noch mehr aber nachher bei klarem Bewußtsein, wenn er in seinem Bette bereit war, Zärtlichkeiten zu empfangen.

Es schien, als habe die Insel mit jenen wenigen Sturm- und Regentagen den Winter schon überstanden, und um die Mittagsstunde konnte man schon immer das Fenster öffnen, um den Hauch des Meeres und die erste zaghafte Frühlingseligkeit hereinzulassen.

Außer Carlotta hatte Thomas noch manchen andern Besuch. Die kleine Ricarda spielte manchmal mit ihren Puppen an seinem Bett, wie ein Mäuschen, ganz in stilles Behagen versunken, sehr glücklich darüber, daß man sie duldete. Einmal hatte sie sogar ihre zwei Hundeviecher mitgebracht, den weißgelben Bello und die weiße Cara. Aber die hatten sich so benommen, daß man sie sehr bald hinauswerfen mußte. Es waren wildwüchsige Hof-, Feld- und Gartenhunde, aber keineswegs mit den hohen An-

sprüchen der Zimmerkultur vertraute Exemplare. Auch der Notar Belliani stattete dem Leutnant in seinem gelben Frack einige Staatsvisiten ab, bei denen er mit teilnehmender Miene fünf Minuten stumm auf dem Rande eines Sessels saß, während ihn Thomas ebenfalls schweigend anlächelte, bis er den Krampf in den Kinnladen bekam. Dann kamen die Freunde. Schoultz erkundigte sich tagtäglich nach den Wünschen des Verwundeten. Er hatte den letzten Willen verbrannt und die verschnürte und versiegelte Rolle über die Weisung des Kameraden wieder in den Tornister versenkt. Balinski und Corunel kamen immer über einen Tag.

„Wenn Du gesund bist, trinken wir einmal ordentlich bei Beppo herum. Der Hallunke hat einen alten Wein im Keller, mit dem er nur bei besonderen Gelegenheiten heraussückt. Diesmal hilft ihm nichts, er muß ihn hergeben.“ Das war Ballinskis Gesprächsthema, über das er tausendundeine Variante wußte.

Corunel aber meinte: „In Paris hätte das geschehen sollen. Du wärest der Held der ganzen Stadt geworden. Man hätte einen Tag von Dir gesprochen. Denke Dir, einen ganzen Tag der Held von Paris . . .!“

Auch Lamaurette kam hie und da, wenn ihm seine Hausfrauensorgen Zeit ließen. Selbst der Oberst Mallet hatte dem Verwundeten einen Besuch abgestattet. Er hatte das ganze Zimmer ausgefüllt, breit und wuchtig wie eine Weltbegebenheit, und als er sich gewendet hatte, um zu gehen, hatte er ausgesehen, als wollte er die Wände entreißen. Thomas hatte sich vergebens den Kopf zerbrochen, wie er es wohl angefangen haben mochte, die enge Wendeltreppe hinaufzugelangen.

Nur Hureau kam nicht. Er sandte Thomas seine Grüße, aber er kam nicht. Er war sehr verhindert, zu kommen, denn er saß in der Kaserne seine vierzehn Tage Arrest ab, zu denen ihn der Kaiser wegen seines Duells verurteilt hatte. Thomas wußte das, ohne zu fragen, und niemand sprach davon, weil ihn niemand daran mahnen wollte, daß ihm selbst noch das nämliche bevorstand. Aber auch das wußte Thomas, und er war bereit, seine Strafe auf sich zu nehmen.

Auch ein anderer Besuch blieb aus, und je länger Thomas in seinem Krankenzimmer eingeschlossen war, desto sehnsüchtiger erwartete er ihn. Er begann schon ungeduldig zu horchen, wenn er einen fremden Schritt auf dem Flur hörte. Carlotta merkte ihm die Ungeduld an und es war ihr dabei recht weh und zugleich ein wenig ängstlich ums Herz. Ihr Gewissen quälte sie manchmal ein bißchen. Denn sie war es gewesen, die dem Kammerherrn Marina, als er gekommen war, um die Fürstin Borghese anzumelden, bedeutet hatte, der Arzt habe bis auf weiteres Besuche verboten. Carlotta wußte, daß die Prinzessin die Ursache des Zweikampfes gewesen sei, und ihr Herz fand einen braven Bundesgenossen in ihrem Verstand, der ihm eine Menge von Gründen gab, ein Wiedersehen mit Pauline hinauszuschieben. Sie sonnte sich in ihren Verantwortungsgefühlen und einer klaren Mütterlichkeit.

Wenn sie am Bett des Kranken saß, hatte sie eine Handarbeit auf dem Schoß oder sie las aus Dante vor, mit einer großen Himmelssehnsucht nach einem sanften Wolkenwandel, wie Beatrice an der Hand des Geliebten.

Am zehnten Tage durfte Thomas das Bett verlassen und sich nach ein paar Schritten durch das Zimmer auf das Sofa legen, auf dessen Lehne vergoldete Greifen einander ihre Zunge zeigten.

Carlotta saß am Fenster und machte für Madame Mère eine Perlenarbeit, die sie sich nicht bezahlen

ließ, so daß Lätizia die fünfzig Franken rein verblieben.

Tick-tack machte die große Standuhr draußen auf dem Flur.

„Wie kommt es, daß Sie so blond sind und blaue Augen haben?“ fragte Thomas. Und in dem Drang, seiner Pflegerin, die ihm so viele Tage und Nächte geopfert hatte, etwas Liebes zu tun, fügte er hinzu: „Sie sind blau wie das Meer, diese Augen.“

Die feine Nadel, an der die Glasperlen der Stickerie aufgereiht wurden, zitterte in Carlottas Fingern, die Silhouettenmedaillons oben an der Wand begannen sich langsam zu drehen. Es war das erste Mal, daß Thomas so etwas sagte, und seine Worte waren wie süßer, schwerer Wein, sie flossen feurig zum Herzen hin. Der Mandelbaum vor dem Fenster reckte seine kahlen Zweige, um zu sehen, ob die Farbe von Carlottas Wangen schöner sei, als die seiner Blüten, deren Bild er schon träumend im Gemüte trug. Und daß er dann später im Jahr ganz besonders herrlich in Glanz und Glorie schimmerte, war in diesem Augenblick zu verdanken, in dem er den Ehrgeiz gefaßt hatte, nicht hinter Carlotta zurückzustehen.

„Das habe ich von meiner Mutter,“ sagte sie nach einer Weile holder Verwirrung, „die war so blond und hatte blaue Augen. Sie war aus Oberitalien, aus einem Dorf hinter Turin. Es ist ein verstecktes, stilles Dorf, in einem Talwinkel. Dort gibt es solche Menschen mit blonden Haaren und blauen Augen. Sie haben auch eine sonderbare Sprache, die niemand versteht. Es heißt, daß diese Leute von den alten Deutschen stammen, die vor langer Zeit einmal in Italien eingebrochen sind.“

Aber Thomas von Kiennast dachte schon wieder über Carlotta hinweg. „Ja . . . das ist sehr lange her,“ sagte er zerstreut, „glauben Sie nicht, daß ich der Prinzessin doch endlich einmal schreiben sollte? Was? Sie wissen ja, daß sie mich sozusagen zu ihrem Kavalier ernannt hat.“

Da krampfte sich freilich ein armes Herz recht schmerzlich zusammen. Und zugleich meldete sich ein scheues Gewissen. Carlotta nahm die Stickerie wieder auf, aber die Perlen tanzten ganz wirr durcheinander und zwei schwere, feuchte Tropfen gesellten sich zu ihnen, die kostbarer waren als das bunte Glitzerzeug.

Tick-tack machte die große Standuhr, draußen auf dem Flur. Plötzlich schien eine Unruhe in das besonnene Räderwerk zu kommen, es schlug verwirrt gegeneinander, zitterte, klapperte und ein Aechzen erschütterte den würdevollen Uhrkasten, wie wenn ein sehr solider alter Herr von der Hast und Wirblichkeit der Welt bedrängt wird.

Carlotta horchte auf. Ein schneller Schritt kam über den Flur. Ein Frauenkleid fegte rauschend einher. Der alte Freund da draußen verkündigte eine Gefahr.

Die Tür wurde aufgerissen und die Prinzessin Pauline stürmte ins Zimmer. „Da sind Sie ja,“ rief sie übermütig, „was fällt Ihnen ein, mein Herr? Sie machen schöne Geschichten. Was soll denn das heißen? Sie lassen mich abweisen, wenn ich Sie besuchen will. Weiß Gott, es ist schwerer bei Ihnen vorzukommen, als bei meinem Bruder.“

Thomas lag bleich auf seinem Sofa, das Glück war zu plötzlich über ihn gekommen, um ihn nicht zu überwältigen. Die vergoldeten Greifen auf der Sofalehne, die Carlotta sehr zugetan waren, funkelten die Prinzessin grimmig an.

Carlotta hatte sich zu einer formellen Verbeugung erhoben. „Kaiserliche Hoheit, es ist über Befehl des Arztes geschehen,“ sagte sie standhaft, „der Zustand des Herrn Leutnant gestattet ihm nicht, Be-

suehe zu empfangen, die ihm schon durch die hohe Ehre, die sie bedeuten, aufregen müssen und ihm Schaden bringen könnten. Noch jetzt ist es ihm verboten, viel zu sprechen oder sich heftig zu bewegen.“

Während Thomas von einer der beiden Frauen zur anderen sah, dämmerte es ihm ein, daß man über ihn gewacht hatte. Aber statt einer dankbaren Anerkennung für Carlottas Fürsorge, kam ihm ein Aerger über sie, daß sie es gewagt hatte, ihm so beglückende Dinge zu verschweigen.

„Sie haben eine aufmerksame Pflegerin,“ sagte die Prinzessin, indem sie Carlotta mit einem kalten Blick von oben herab ansah. „Ich verstehe, daß Sie in so liebevoller Obhut Ihre anderen Freunde vernachlässigt haben.“

Wie Rutenstreich fühlte Carlotta die Worte der Prinzessin. Sie taten weh und erniedrigten. Eine grobe und feindliche Hand griff in ein zartes, leuchtendes Gespinst. Was wollte sie noch hier, sie, die für Thomas nur die Pflegerin war, jetzt, wo die Prinzessin gekommen war, für die er sich geschlagen hatte.

„Ich bin sehr glücklich,“ sagte Thomas, „daß kaiserliche Hoheit mich einer solchen Aufmerksamkeit für würdig halten. Nun werde ich auch bald gesund sein.“

Carlotta sah ein Bündnis gegen sich gerichtet. Sie raffte ihre Perlenstickerie zusammen und verließ das Zimmer, indem sie vorgab, nach dem Hauswesen sehen zu müssen.

Mit einer drolligen Grimasse, als ob sie sauren Wein getrunken hätte, sagte Pauline: „Sie haben da eine sehr hübsche Pflegerin, mein Herr! Wirklich, ein recht hübsches Mädchen. Geben Sie acht, daß Sie nicht Feuer fangen. Aber Sie hat keine Lebensart, die Kleine! Sie weiß nicht, daß es sich nicht schickt, in Gegenwart einer kaiserlichen Prinzessin das Zimmer zu verlassen, so lange man nicht entlassen wird. Sagen Sie ihr das, mein Lieber. Und dann — sie ist schlecht angezogen. Sie hat keine Ahnung von der Mode.“

„Sie hat Anspruch auf meine Dankbarkeit,“ sagte Thomas pflichtgemäß. Er hatte sich aufgesetzt und sah die Prinzessin an, während er die rechte Hand, ohne sich dessen bewußt zu sein, auf die Brust gepreßt hielt. Ein leiser Schmerz in der Wunde hatte diese Bewegung hervorgerufen, aber sie sah aus wie eine Beteuerung.

So gefiel er Pauline, mit seinem blassen Gesicht und den etwas verwirren dunklen Loeken auf der vor Erregung feuchten Stirne.

„Lassen wir das kleine Fräulein,“ sagte sie, „sagen Sie mir lieber, wie Ihnen meine Toilette gefällt.“

Diese Toilette war ein Wunderwerk aus indischem Musselin, der unten mit einer fünf Finger breiten goldgestickten Girlande gesäumt war. Darüber lag eine griechische Tunika mit zierlichen Weinreben in den Falten. Ihre schöne Brust von der Farbe leicht gelblichen Marmors quoll aus dem Geriesel des dünnen Stoffes. Antike Kameen hielten die schmalen Streifen auf den Schultern und der Gürtel trug als Schloß einen prächtigen Jaspis. Die schönste Kamee aber war das Gesicht der Fürstin, um dessen edles Profil der Widersehlein des leuchtenden Meeres floß.

Sie genoß seine schweigende Bewunderung.

„Ich habe mich für Sie schön gemacht, um Sie zu belohnen, weil Sie mein Ritter waren. Dieser Hureau ist ein garstiger Mensch. Ich weiß nicht, was ich ihm getan habe, daß er so von mir spricht. Er hat einen bösen Mund. Nun, Sie haben ihm ja gezeigt, daß nicht jeder Mann so von mir denkt,

wie er. Uebrigens: der Kaiser war wütend über die Geschichte. Ich habe alle Mühe gehabt, ihn zu beruhigen und für Sie Strafflosigkeit zu erwirken.“

„Sie haben das getan? Wie soll ich Ihnen danken?“

„Reden Sie doch nicht davon. Ich werde Sie doch nicht einsperren lassen, weil Sie für mich den Degen gezogen haben.“

„Oh!“

Zwei Dutzend unausgesprochene Huldigungen umschwebten den Busen der Prinzessin wie Amoretten, sehr verliebt und sehr zaghaft zugleich. Sie getrauten sich nicht, sich auf dem lebendigen Marmor niederzulassen, von einer großen Ehrfurcht gescheucht, wie Schmetterlinge von einem Schatten.

„Ich habe meinen Bruder überzeugt, daß Sie durch Ihre Krankheit genug gestraft sind. Zehn Tage Zimmerarrest und Liegen im Bett. Das wäre mein Tod. Ich weiß nicht, wie es werden soll, wenn einmal meine eigene Krankheit so weit vorgeschritten ist, daß ich mich zu Bett legen muß. Können Sie sich das vorstellen: mich wochenlang an einen Ort gefesselt?“

Nein, Thomas konnte sich das nicht vorstellen. Das wäre ebenso gewesen, wie der Versuch, einen Sonnenstrahl in einer Blechbüchse einzufangen. Er sagte das der Prinzessin, und sie lachte.

„Vorderhand geht es ja noch. Don Juan hat zwar rechte Mühe mit mir und mit meiner Pflege . . . ja, denken Sie nur, Don Juan: . . . er bestiehlt mich. Was sagen Sie dazu? Er geht über meine Kasse. Dieses Scheusal hat da irgendwo unten im Hafen eine kleine Liebste, so ein hübsches Fischer-mädchen, die sich in seine Farbe und in seinen Buckel vergafft hat. Er macht ihr natürlich Geschenke, der Don Juan — aber aus meiner Kasse. Nun — ich drücke beide Augen zu und tue, als sähe ich nichts. Ich kann ihn nicht entbehren. Er hat so hübsche afrikanische Kunstgriffe beim Massieren.“

Thomas stönte ein wenig. Seine Seele selbst fühlte sich mit afrikanischen Kunstgriffen geknetet, bei der Vorstellung, daß dieser scheußliche Neger den lebendigen Marmor dieser Frau berühren durfte.

„Was haben Sie?“ fragte Pauline, tut Ihnen Ihre Wunde weh? Sie haben sie für mich empfangen. Belohne ich Sie nicht, indem ich bei Ihnen erscheine und Ihnen Neuigkeiten erzähle? Ich setze mich über alle Vorurteile hinweg. Der Kaiser wird wieder mit mir zanken, wenn er es erfährt. Er zankt sehr häufig mit mir. Ich brauche ihm zu viel Geld. Mein Gott, ich muß doch etwas haben, um mich anzuziehen. Ich kann doch nicht so herumgehen, wie seinerzeit in Antibes, wie meine Mutter noch bei den andern Weibern am Strande mein Kleid wusch und ich inzwischen zu Hause sitzen mußte, weil dieses Kleid mein einziges war.“

Mit großer Rührung betrachtete Thomas die Prinzessin, die so freimütig von einer Zeit sprach, in der noch kein Schimmer ihres späteren Glanzes zu sehen war. Das war heldisch, das war kühn, das war das Zeichen eines großen Geistes. Und es begab sich, daß die Prinzessin, die vor dem Kranken saß, ihre schöne Hand leicht auf das Kopfende des Sofas stützte. Da wurde das Verlangen, diese Hand zu ergreifen, so stark wie der Tod.

„Mein Bruder ist schlechter Laune,“ fuhr Pauline fort, „er sehnt sich nach seiner Frau. Er hat dem Großherzog von Toskana geschrieben, er möge sich für ihn beim Kaiser verwenden. Aber der Lump hat ihm keine Antwort gegeben. Und Marie Luise reist inzwischen aus einem Bad ins andere, und Metternich bemüht sich eifrig, ihr einen Liebhaber ausfindig zu machen, bei dem sie den

Kaiser vergißt. Sie können sich denken, daß ihn diese Intrigen aufregen.“

Thomas aber hörte schon gar nicht mehr recht, was die Prinzessin sprach. Es klang ihm nur so im Ohr, als sei der Großherzog von Toskana ein Lump genannt worden, und das war ihm ein neuer Beweis holden Vertrauens. Und da hatte er auf einmal, er wußte gar nicht, wie es gesehehen war, diese fürstliche Hand erfaßt und geküßt und hielt sie nun in der seinen.

Das Kameengesicht der Prinzessin übersonnte ein Spitzbubenzugelächeln. Sie drohte ihm wohl mit der andern Hand: „Sie sollen sich nicht aufregen, mein Herr, der Arzt hat es Ihnen verboten!“ aber sie ließ ihm ihre schlanken Finger.

Da führte Thomas die Hand an seine Brust und drückte sie auf die Stelle der Wunde. Plötzlich aber erschrak er über seine eigene Kühnheit. Was fiel ihm ein? Was hatte er gewagt? Wohin verirrt sich seine Wünsche? Seine Finger waren wie von Feuer versengt, und er ließ die Hand der Fürstin so heftig fahren, daß sie ihn verwundert ansah.

Gleich darauf erhob sie sich und verließ ihn mit den besten Wünschen für seine Genesung.

Die Uhr auf dem Flur erbebte im Innersten, als Pauline an ihr vorbeikam und es dauerte eine ganze Weile, bis sie sich wieder in den Gleichmut ihrer Tick-Taek zurückgefunden hatte.

Am Abend dieses Tages sah Thomas beim Wechseln des Verbandes, daß seine Wunde ein wenig nachgeblutet hatte. „Ah, mein Blut springt ihr entgegen,“ sagte er mit einem seligen Lächeln, „sie lockt es mir hervor.“

Er war sehr erschöpft und hatte Schmerzen in der Brust. Aber er holte dennoch seinen Marschallstab hervor, tauchte den weißen Seidenfetzen in den roten Quell und wand ihn wieder sorgsam um das Stäbchen.

Dann schlief er, mit dem Symbol seiner Hoffnungen unter dem Kopfkissen und träumte von schmetterlingsbunten Amoretten, die um eine antike Kamee gaukelten.

Neuntes Kapitel.

Madame Mère hielt es bei aller Sparsamkeit für ihre Pflicht, von Zeit zu Zeit die gute Gesellschaft von Porto Ferrajo bei sich zu versammeln und so wenigstens den Anschein zu retten, als gebe es eine Art von Hof auf Elba. Alle Spitzen der Bevölkerung und die Offiziere des Kaisers waren bei solchen Anlässen geladen. Die Geladenen kamen der Ehre halber, denn sie wußten genau, daß ihnen außer diesem idealen Gut nur noch dünn gestrichene Brötchen und ein leichter Wein zugedacht waren.

Ein ganz respektloses Sprichwort nahm von diesen Festen seinen Ausgang. Wenn Spötter unter sich waren, sagten sie von irgendeinem karg bemessenen Genuß: „Mager wie Lätizias Brötchen.“

Ein solches Fest bei Madame Mère stand bevor. Madame Mère hatte mit Rosa Mellini und Colonna die Listen durchgesehen und die kaiserliche Kabinettskanzlei hatte die Einladungen ausgefertigt. In allen besseren Familien von Porto Ferrajo begann ein heftiges Getümmel, denn man war sich darüber klar, daß bei dieser Gesellschaft, der ersten seit der Ankunft Paulines auf Elba, alle Toilettenkünste losgelassen werden müßten. Man bekriegte sich mit vielerlei kleinen Listen, suchte einander die Adressen der Schneiderinnen abzuloeken und versuchte zu erfahren, wie die Freundinnen aussehen würden, um sich danach selbst einzurichten. Jede Post brachte Stöße von Modenzeiungen für jene, deren Mittel auf die Schneiderinnen von Porto Ferrajo angewiesen waren.

Zwei Tage vor dem Fest brach die Fürstin Pauline wie ein Wirbelwind in den Garten des Notars Balliani, wo Thomas und Carlotta in einer Laube beisammen saßen.

Es war ein lebhaftes Beisammensein, denn Carlotta hatte gewünscht, die deutsche Sprache zu erlernen und mit jenem eigentümlichen Dialekt zu vergleichen, den sie von ihrer Mutter her kannte und dessen sich auch der Großvater manchmal bediente, wenn er seine langen Reden hielt. Sie buchstabierte aus einem Zettel, den Thomas mit deutschen Wörtern beschrieben hatte, tapfer drauf los.

Der Abend war hell und heiter. Die Mandelbäume waren schon rosig überhaucht und dehnten sich wie frühlinglüsterne Bajadern vor den schwermütigen Despotengestalten der Zypressen.

„Sie sind gesund, Herr von Kiennast,“ rief die Fürstin, „ich komme nur, um zu fragen, ob ich Sie bei Madame Mère erwarten darf.“

„Es wird mein erster Ausgang sein,“ sagte Thomas, verwirrt, wieder mit Carlotta angetroffen worden zu sein.

„Das ist brav, mein Herr. Bringen Sie Ihre beste Laune mit. Wir wollen uns einmal recht gut amüsieren. Ich freue mich darauf, einmal alle Herrlichkeiten von Elba in den Gemächern von Madame Mère beisammen zu haben. Wir werden uns über sie von Herzen lustig machen. Mein Bruder hat mir zwar erst gestern goldene Lehren gegeben, wie ich mich verhalten soll, um ihm keine Ungelegenheiten zu machen. ‚Schätzen Sie nie etwas gering‘, hat er gesagt, ‚finden Sie alles schön und sagen Sie niemals: in Paris ist das oder jenes besser.‘ Es mag ja sein, daß sich der Kaiser so benehmen muß. Aber was geht das mich an? Wie soll ich mich zurückhalten, wenn ich etwas Lächerliches sehe? Und es gibt dessen genug hier auf dieser gesegneten Insel. Aber der Kaiser ist schlecht aufgelegt. Er wartet noch immer umsonst auf Marie Luise. Diese Person benimmt sich niederträchtig . . .“

Carlotta empfand es peinlich, so vertrauliche Mitteilungen über die Familienverhältnisse des Kaisers anhören zu sollen. Sie machte eine tiefe Verbeugung: „Gestatten Kaiserliche Hoheit, daß ich mich entferne . . .“ Thomas hatte ihr Paulines Aeußerung ohne Barmherzigkeit überbracht und sie wollte diesmal wenigstens mit kaiserlicher Erlaubnis davonlaufen.

„Ah, das kleine Fräulein,“ machte Pauline mit einem blanken Kinderlächeln, „Sie wollen uns schon wieder davonlaufen, Sie brave Krankenpflegerin? Warum haben Sie niemals für mich Zeit? Ich möchte so gern auch einmal mit Ihnen plaudern. Besuchen Sie mich doch. Sehen Sie, ich habe niemanden, mit dem ich mich aussprechen könnte, Frau zu Frau. Madame Mère schulmeisterst mich und Mademoiselle de Tourbine ist mir zu gelehrt. Mein Kammerherr Marina ist zwar auch ein Frauenzimmer, aber leider ein Idiot. Nun? Meine Türe steht Ihnen offen. Und gestatten Sie mir auch, zu Ihnen zu kommen. Ihr Garten gefällt mir so gut. Wie hübsch Sie es hier haben. Diese Mandelbäume! Ach, ich bitte Sie, Herr von Kiennast, holen Sie mir doch einen Zweig für mein Haar.“

Gehorsam lief Thomas auf einen schlanken Mandelbaum zu, der sich im Abendlicht dehnte; er wäre auch drei Meilen weit gelaufen, um der Prinzessin einen Blütenzweig zu holen. Pauline aber nahm Carlotta um die Schultern und küßte sie auf die Stirne: das war so schwesterlich und liebevoll, daß sich das Mädchen erstaunt zurückbeugte und die Augen der Fürstin suchte. In denen aber war nichts als Güte und frauenhaftes Verstehen. „Ich habe ihn weg-

geschickt,“ flüsterte die Prinzessin, „weil ich Ihnen sagen will, daß Sie ein kleiner Dummkopf sind. Wo denken Sie hin? Glauben Sie, ich will Ihnen den jungen Mann nehmen, den Sie lieben? Wofür halten Sie mich? Ich habe auch einmal geliebt und weiß, wie es tut, wenn man sein Herz verloren hat. Haben Sie Vertrauen zu mir . . .“

Das war so offen, so ganz ohne Falsch, daß Carlotta beglückt aufatmend ihre schwere Angst schwinden fühlte. Und da kam es über sie, daß sie ihr Gesicht auf die Schulter der Prinzessin legen mußte und den feinen Schal mit ein paar hellen Tränen benetzte.

„Fürchten Sie nichts,“ sagte Pauline, „ich bin eine Freundin Ihrer Liebe.“ Und dabei lächelte sie über den Kopf des Mädchens hinweg Thomas zu, der mit einem halben Mandelbaum angerückt kam. „Es ist genug für uns beide da,“ sagte sie, „wir wollen teilen. Schmücken Sie sich, Carlotta; es sind Blüten der Jugend. Sie passen besser für Sie als für mich, die ich schon eine alte Frau bin. Wissen Sie, daß ich auch Carlotta heiße. Es ist schon lange her, daß ich mich so genannt habe. Ja, staunen Sie nur, Thomas, wir sind Freundinnen, nicht wahr, Carlotta? Sie werden doch auch bei Madame Mère erscheinen? Ihr Vater ist ja geladen.“

„Er hat mir versprochen, mich mitzunehmen,“ sagte Carlotta, die für sich eine ganz neue Zeit heranrücken sah, die Zeit einer köstlichen Liebe unter dem Schutz der mächtigen Freundin. Sie war also kein schlechtes Weib, diese Prinzessin, keine Zauberin, die nur darauf ausging, alle Männer um den Verstand zu bringen.

„Sie werden sich schön machen, Carlotta, Sie werden aller Welt auffallen. Ihre Toilette ist gewiß schon fertig. Ach, Liebste, ich möchte Sie gar zu gerne sehen. Wollen Sie mir nicht Ihr Kleid zeigen? Sie wissen, ich verstehe mich darauf, wie man sich anzieht. Holen Sie rasch Ihren Schatz.“

Carlotta sah ein wenig ratlos auf den Leutnant: „Es wird Herrn von Kiennast wenig interessieren, wenn wir über Kleider sprechen.“

„Ach, wenn Herr von Kiennast ein wenig galant zu sein versteht, so wird er auch einem solchen Gespräch Interesse abgewinnen.“

Und als Herr von Kiennast beteuerte, daß solche Dinge schon von seiner Mama her ihm keineswegs fremd wären, lief Carlotta ins Haus, um ihr Kleid zu holen.

Die Prinzessin sah dem Mädchen nach, wie die weißen Röcke um die schlanken Beine wehten. Sie schätzte die Sprung- und Schnellkraft dieses jugendlichen Körpers ab und ein bitterer Zorn klopfte heftig in ihr, wenn sie bedachte, daß die keine Salben und Mixturen nötig hatte, um geschmeidig und keinen Apparat, um schön zu sein.

„Wissen Sie schon,“ sagte sie, „diese Gräfin Rohan fängt an, sich zu überheben. Sie soll gesagt haben, sie werde den Damen von Porto Ferrajo die Augen übergehen machen. Donnerwetter, als ob das nicht meine Sache wäre. Aber sie wird sich irren, diese Mumie, die mit Latwergen anstopfen muß, um überhaupt nur auszusehen wie ein Mensch.“

„Es wird ihr nie gelingen, auch nur einen Blick von Ihnen abzulenken, kaiserliche Hoheit,“ sagte Thomas, und er war sehr stolz auf seine feine Wendung.

Die Prinzessin war aber nicht so rasch zu beruhigen und zerzauste die Gräfin Rohan mit grimmiger Inbrunst. Sie hatte in ihr das Bild einer Zukunft, die am Ende der Reihe stand, wie Carlotta als Bild der Vergangenheit am Anfang. Paulette aber

selbst stand in der Mitte und fühlte sich unaufhaltsam der Gegend der Gräfin zugetrieben.

Carlotta kam, glücklich lächelnd, ein wenig verlegen, mit einem großen Karton am Arm. Sie stellte ihn auf die Bank der Laube und in der Dämmerung rauschte eine weiße Wolke von Tüll hervor, ein duftiges Mädchenkleid, mit keinem anderen Schmuck, als einem Saum von gestickten Rosen. Ein leichter Wind blähte es ein wenig und hob es empor, als könne es nicht mehr erwarten, zu tanzen.

„Sie werden reizend sein,“ sagte die Prinzessin, „in ihrer natürlichen Anmut. Ein Gemälde, wie Greuzes junges Mädchen mit dem zerbrochenen Krug. Sie werden siegreich sein.“ Und sie ließ das Kleid zuerst an Carlotta herabhängen, dann an sich selbst. „Ah, ich glaube, es würde mir passen.“

„Sie sind ja noch selbst wie ein Mädchen,“ meinte Carlotta mit zaghafter Vertraulichkeit.

„So . . . Sie finden also,“ sagte Pauline erbittert, „es wird mir also passen.“ Und plötzlich geschah etwas ganz Unerwartetes. Die Prinzessin warf das Kleid in den Karton, daß die Rüschen nur so durcheinander knisterten, stülpte den Deckel darauf und sagte, indem sie mit der flachen Hand daraufschlug: „Gut, dann will ich es vielleicht auch selbst anziehen . . . ich nehme an, daß Sie es mir schenken.“

Carlotta verzog das Gesicht, wie ein Kind, dem die Hühner das Brot gefressen haben. Sie begriff noch nicht, was da vorging, sie fühlte nur, daß etwas Entsetzliches geschah. Ein Bergsturz, ein Erdbeben, ein Elementarereignis.

Pauline aber machte das drolligste aller Spitzbubengesichter, die unter dem Kameenantlitz verborgen lagen und sagte: „Ich ehre Ihre Bescheidenheit, Carlotta . . . ich finde es ganz verständlich, daß Sie die Vorstellung, die Fürstin Borghese werde Ihr Ballkleid tragen, der Worte beraubt. Nun — ich danke Ihnen . . . auf Wiedersehen, meine allerliebste Freundin.“

Und sie packte den Karton, hing sich ihn am Tragband über den Arm und lief wie ein kleines Modistenmädchel den Gartenweg hinab und bei der Hof-tür hinaus.

Und Carlotta brach unter der Wucht des Ereignisses weinend zusammen. Es war also alles Trug und Heuchelei gewesen, alles . . . alles . . . und sie hatte das Ballkleid einfach genommen und war fortgelaufen. „Die niederträchtige Kröte,“ schluchzte sie in ihr Taschentuch. Darauf verließ Thomas die Laube, denn er konnte der Weinenden den einzigen Trost eines kräftigen Mitschimpfens nicht gewähren.

Es war aber auch wirklich einer der schlimmsten von Paulines Streichen. Was verschlug es dagegen, einen alternden General an der Nase herumzuführen, einem jungen Leutnant den Kopf zu verdrehen, die brüderliche Kasse auszurauben oder sogar einem verdienten englischen Offizier Gesichter zu schneiden? Einem jungen Mädchen zwei Tage vor dem Ball seine Toilette wegzunehmen, ist die ärgste aller Missetaten. Zu einer Zeit, wo keine Macht der ganzen Insel Elba mehr einen Ersatz zu schaffen vermochte, da jedes Stück Weiblichkeit durch seine eigenen Angelegenheiten in Anspruch genommen war und die Schneiderinnen zwischen Bergen von Tüll, Musselin, Seide und Spitzen für die Kleider anderer verschwanden.

O Gott!

Carlottas blonde Sanftmut war in Raserei verwandelt. Der Baserkerzorn der deutschen Urahnen, die da einmal in den stillen Talwinkel von Savoyen gedrängt worden sein mochten, war in ihr losgebrochen. Sie glaubte alles Ernstes, hinzugehen und

ihr Kleid der falschen Räuberin zu entreißen. Große Worte: vom Rachen des Löwen kamen ihr in den Sinn, aber sie verwarf sie sogleich, weil ihr die Vorstellung eines aus einem Rachen gezogenen Tüllkleides zu viel an Schrecknissen in sich barg.

Mit Mühe brachte sie Papa Balliani von ihrem Vorhaben ab. Er befürchtete, daß ein Zusammenprall seiner Tochter mit der Fürstin Borghese eine elbanische Staatsumwälzung im Gefolge haben könnte, an deren Ende er die Finsternisse klafertiefer Hungertürme sah und die Ketten von Galeerensklaven rasseln hörte.

„Du wirst Dein Kleid zurückbekommen,“ behauptete er mit der Zuversicht eines Menschen, der keine Hoffnung mehr hat.

„Aber wie,“ schluchzte Carlotta, „beschmutzt, verdreht, zerrissen . . . das weiß ich. Die Bosheit dieses Weibes ist grenzenlos.“

Als der Notar Belliani sah, daß seine Tochter durch solche und ähnliche Beschimpfungen und Drohungen die ganze Familie in die Gefahr brachte, ausgerottet zu werden, machte er es mit ihr wie mit seinem Schwiegervater. Er sperrte sie in ihr Zimmer ein und brachte ihr selbst die Mahlzeiten auf einer Leiter, die er an ihr Fenster lehnte. Denn er fürchtete, die Türe zu öffnen, damit sie ihm nicht am Ende ausbräche, wie unlängst die revoltierenden Marinesträflinge in Marseille.

Es blieb also Carlotta nichts anderes übrig, als ihre Ohnmacht in bitteren Tränengüssen dahinströmen zu lassen.

Thomas von Kiennast war ihr, so lange sie noch frei war, bedachtsam aus dem Wege gegangen. Jetzt hörte er ihr Weinen durch das offene Fenster ihres Gefängnisses.

Da machte er sich am Nachmittag vor dem Feste auf und ging zur Prinzessin. Sie sah ihn mit unwilligem Erstaunen an: „Ach, Sie haben Angst, mein Herr, daß Ihre kleine Freundin zu Haus bleiben muß. Nun gut, Sie sollen sehen, daß ich auch den Vergleich mit ihr nicht zu fürchten habe. Sie soll ihr Kleid haben, mein Herr, gehen Sie nur!“

Und wirklich brachte eine Kammerzofe der Prinzessin eine halbe Stunde vor Beginn des Festes den verhängnisvollen Karton. Das Kleid war unversehrt.

Carlotta stieß einen Schrei des Entzückens aus und begann sich sogleich anzukleiden. Aber als sie in den Räumen Madame Mères erschien, konnte man ihr doch anmerken, daß sie eine ganze Nacht und fast einen ganzen Tag geweint hatte.

Sie sah aus wie eine Rose nach einem starken Regen.

Zehntes Kapitel.

Das Haus von Madame Mère strahlte aus allen Fenstern in die warme Nacht hinaus. Alle Kerzen auf den Glaslüstern waren angezündet; eine Verschwendung, die nur dadurch erklärlich ist, daß diese Kerzen ein Geschenk eines braven Kaufmannes von Porto Ferrajo waren, dem Madame Mère dafür versprochen hatte, er würde den Titel eines kaiserlichen Hoflieferanten erhalten.

Sogar auf dem Balkon der Straßenseite waren zwischen den in Töpfen blühenden Mandelbäumen und Oleandern Windlichter angebracht.

Unten stand die Populace und staunte. Wenn sie die schimmernden Uniformen sah, kam eine Ver-zückung über sie, wenn sie die Fräcke ihrer geladenen Spitzen erblickte, war sie weniger verzückt, aber um so stolzer. Sie fühlte sich durch die Gehrten geehrt.

Der Kaiser war nicht da. Aber in dem Mittelsaal stand wenigstens der kaiserliche Thronessel mit den vergoldeten Adlerköpfen der Lehnen und

den goldenen Bienen auf dem Baldachin. Und das war fast so, als ob der Kaiser selbst da wäre. Man schweig ehrfurchtsvoll in der Nähe dieses Thrones und schob sich mit einer Verbeugung an ihn vorbei.

Thomas, Schoultz und Hureau hielten sich im Gedränge zusammen. Es war eine herzliche Begrüßung zwischen Thomas und Hureau gewesen. Der Kapitän war sogleich nach Abbüßung seiner Strafe auf eine Vermessung an die Südseite der Insel abkommandiert worden und erst heute zurückgekehrt. Die beiden Gegner hatten sich kräftig die Hände gedrückt und damit das Geschehene wortlos abgetan. Corunel schloß sich den Freunden an, in dem Augenblick als Bertrand u. Drouot vorüberkamen.

„Sehen Sie nur den Großmarschall an,“ lachte Corunel, „wie der heute verdrossen dreinschaut. So sieht einer aus, dem der Kaiser die Leviten gelesen hat. Der Kaiser hat heute festgestellt, daß sich seine Wäsche in einem beklagenswerten Zustande befindet. Ich habe es von Jermanowski. Drei neue Hemden sind in der Wäsche verloren gegangen und Pélat hat erst vier Paar Strümpfe aufmachen müssen, ehe er eines gefunden hat, in dem keine Löcher sind.“

Bertrand war tief bekümmert, daß der Kaiser ihm seine Unzufriedenheit bezeugt hatte. Und er hörte gar nicht auf Drouot, der seine unruhvolle Erwartung der Prinzessin in einem politischen Gespräch ersticken wollte.

„Der Kaiser muß fort von hier,“ sagte der General, „es ist der einzige Ausweg. Sollen wir wirklich warten, bis dieser Talleyrand seine Intrigen ausgesponnen hat? Jetzt steht alles günstig für uns. Zum Teufel, was wollen wir noch?“

„Sagen Sie!“ seufzte der Großmarschall, glauben Sie, daß wir die drei verlorenen Hemden wiederkriegen werden?“

„Was liegt denn an Ihren Hemden, Marschall! Richten Sie lieber Ihren Blick auf Frankreich. Wissen Sie, was ich in den Zeitungen gelesen habe? Bei dem letzten Festmahl im Pariser Stadthaus sind nur die Damen der Adelligen und nicht eine einzige von den Damen der Offiziere der Armee zugegen gewesen. Das spricht deutlich genug. Das ist ein Zeichen, wie es mit der Armee steht. Sie will von den Bourbonen nichts wissen. Diese Zeitungsschreiber sind doch zu etwas auf der Welt gut! Sie schreiben das so in ihrer Dummheit hin und geben uns dadurch ein Fingerzeig, was in Frankreich vorgeht. Ah, mein Lieber, wir müssen uns vereinigen, um das dem Kaiser zu sagen. Ich allein bin zu schwach dazu. Vor ein paar Tagen habe ich davon angefangen. Wissen Sie, was mir der Kaiser geantwortet hat: „Lassen Sie mich zufrieden. Ich bin glücklich, einmal Ruhe zu haben.“ Ich weiß nicht, was in ihn gefahren ist. Wir müssen ihn aufrütteln.“

Aber Bertrand war heute nicht für's Aufrütteln. Er sann vor sich hin und sagte betrübt: „Ich werde mich um eine andere Wäscherin umsehen müssen.“

Ganz in der Nähe der beiden Offiziere stand der Pfarrer mit dem Maire, dem Notar Balliani und dem Hauptmann der Nationalgarde, dem stattlichen Bäcker Capi. Der Hochwürdige war ein fleischgewordenes Hörrohr und bedauerte, sich den beiden Offizieren nicht noch mehr nähern zu können. Nachdem er gleich zu Beginn des heutigen Abends mit dem Maire ein längeres Gespräch über Seidenraupenzucht absolviert hatte, war er bei der Politik angelangt. Aber auch da erinnerte er immer an Maulbeer-bäume und Kokons. Er zog den Faden endlos aus sich heraus, genau wie seine Würmer, nur am anderen Ende.

Jetzt hatte er ein paar Worte angefangen, aus

denen er sogleich sein Gespinst machte: „Ja“, sagte er, „dieser Ludwig der Achtzehnte hatte sehr recht daran getan, uns den Kaiser nach Elba zu schicken. Wir müssen den Bourbonen dankbar sein. Aber die Zeitungsschreiber mögen schreiben, was sie wollen: wir denken nicht daran, den Kaiser wieder herzugeben. Wer ist vor ihm auf den Gedanken verfallen, die Seidenraupenzucht zu heben?“

Der Maire, der vielleicht meinte, daß er wohl der Berufenste dazu gewesen wäre, senkte den schuldbewußten Blick.

„Niemand!“ sagte der Pfarrer mit seiner verkümmerten Verschwörerstimme, „das und alles andere . . . die Straßen . . .“

„Und er hat den Befehl erteilt, daß seine Soldaten die Offiziere der Nationalgarde grüßen, wenn wir in Uniform ausrücken,“ sagte Capi, der Stattliche.

„Ich brauche wöchentlich einen ganzen Ochsen mehr, seit der Kaiser hier ist,“ fügte der Schlächter Tortini hinzu, der sich eben zu der Gruppe gesellt hatte.

„Aus unserer Insel wird ein kleines Paradies werden,“ ergänzte der Maire, denn es sollte nicht aussehen, als schweige er aus Neid auf die Erfolge des Kaisers.

„Sehen Sie, meine Herren,“ triumphierte der Pfarrer, „darum sollten wir eine Liga elbanischer Patrioten gründen . . . Verstehen Sie mich? Wissen Sie, daß der Sultan dem Kaiser durch einen geheimen Gesandten den Antrag gestellt hat, nach Konstantinopel zu kommen und Kommandierender der ganzen türkischen Armee zu werden?“

Die ganze Gesellschaft riß die Augen auf und steckte die Köpfe zusammen. Da sah man doch, daß der Pfarrer ein Mann Gottes war, dem aus sonst unbekanntem Quellen die Wissenschaft von verborgenen Dingen floß. Nur Belliani verlor sich unbemerkt aus dem Kreise, denn nun wuchs ihm das Gespräch zu einer politischen Höhe an, die ihn schwindeln machte.

„Ich werde den Kaiser um eine Audienz bitten,“ sagte der Pfarrer erhobenen Hauptes, wie ein Apostel und Glaubenszeuge, „und werde ihm das alles vorstellen. Aber ich werde ihm auch vorhalten, daß wir nicht mit allem zufrieden sein können, was er tut. Ich kann es nicht zugeben, daß aus der Kirche des Carlo Borromeo ein Theatersaal gemacht wird. Das ist eine Entweihung einer heiligen Stätte. Ah — ich weiß, es ist nicht sein Einfall. Da steckt die Fürstin Borghese dahinter. Aber immerhin, ich werde protestieren . . . ich werde es nicht dulden. Es ist das einzige, wozu ich nicht meine Einwilligung geben kann.“

Aber der Hochwürdige kam nicht dazu, das Stauen über seine Heldenkühnheit zu genießen, denn in diesem Augenblick betrat die Fürstin den Saal und es entstand ein Strudel, der ihm seine Zuhörer fortriß.

Sie hatte sich Zeit gelassen. Man sollte in seinen eigenen Erwartungen gesotten sein, wenn sie kam. Es war ja leider keine Pariser Gesellschaft, die sie sich unterwerfen wollte, aber immerhin: es verlohnte sich auch auf Elba zu siegen.

Ihre Toilette war ein Gedicht aus rosafarbenem Tüll und Diamanten. Die edlen Agraffen blitzten wie funkelnde Einfälle in einem leichten Gewölk von schwebenden Worten. Von der Taille hingen rosafarbene Atlasbänder herab und hielten die aufge-rasteten Falten in ihrer Lage. In den bauschigen Tüll-ärmeln reiheten sich der Länge nach Brillanten aneinander, die bei jeder Bewegung der Arme ein Geriesel von Funken verstreuten. Ueber dem schön

aufgesteckten Haar nickten drei Büschel aus Marabufedern.

Das Ah! der Bewunderung schwoll zu einem leisen Akkord, den die Prinzessin wie den Klang einer Aeolsharfe genoß.

Der Zufall wollte es, daß sie gleich nach ihrem Eintritt in den Saal mit der Gräfin Rohan zusammentraf. Die beiden Frauen begrüßten einander mit lebenswürdigem Lächeln. Die Gräfin trug eine Robe aus grünem Atlas, die mit Fichtenzacken garniert war, die grüne Samttaille war mit Smaragden und Diamanten reich besetzt. Kein Mensch konnte zweifeln, daß die Gräfin vernichtet, geschlagen, zu Boden geschmettert war. Der Siegeswagen der Prinzessin ging über sie hinweg.

Drouot, der sogleich an der Seite der Prinzessin aufgetaucht war, hörte die Knochen krachen.

Pauline wandte sich strahlend im Weiterschreiten zu ihm. „Die Arme,“ sagte sie, „sie weiß nicht, daß Grün die Farbe von vorgestern ist. Und die Steine, haben Sie die Steine gesehen, Drouot? Mindestens die Hälfte davon sind Diamanten aus Glas. Mein Gott, auf ihren Silberminen im Neapolitanischen sitzen die Engländer, und ich weiß nicht, ob sie das Glück haben wird, sie jemals sich davon erheben zu sehen.“

„Ich habe kein Mitleid mit ihr,“ murmelte Drouot, „sie hat ihre Strafe. Wie konnte sie sich einfallen lassen, sich mit Ihnen zu vergleichen. Es ist, als ob sich der alternde, welke Mond neben die junge Sonne stellen wollte.“

„Sie haben heute Ihren geistreichen Tag, Drouot,“ sagte die Prinzessin, „zur Belohnung dürfen Sie mir einen Dienst leisten. Dort drüben sehe ich den Leutnant Kiennast. Ich bitte, holen Sie ihn zu mir herüber.“

Mit zusammengebissenen Zähnen und wütenden Stirnfalten folgte Drouot dem Befehl. Aber die Aufforderung, die er an den Leutnant richtete, klang so, als ob es sich nicht darum handelte, der Prinzessin als Kavalier zu dienen, sondern darum, lebendig begraben zu werden.

Um Madame Mère, die ihre einfache Liebenswürdigkeit, mit ein wenig offizieller Würde gemischt, aller Welt entgegenbrachte, kräuselte sich ein Kranz von Damen. Die prächtige Frau Capi war da, deren Formen die Blicke der Jünglinge vergewaltigten. Sie war ihrem stattlichen Gemahl so ebenbürtig, daß es aussah, als müßten sie beide gleichzeitig erfunden worden sein. Und die junonische Frau Tartani, deren Gesamterscheinung nur darunter litt, daß auf ihrem massigen Körper ein winziger Kopf saß, ein Kopf, der um mindestens drei Nummern zu klein war. Die wundersehöne Madame Bertrand unterstützte Madame Mère darin, ein Gespräch im Fluß zu halten, in dessen Bett die braven Elbanerinnen wie Felsblöcke lagen. Auch Frau Comdia Tromboni befand sich in diesem Kreis und war totunglücklich, weil ihren angstvoll suchenden Glasaugen nirgends die Perrücke des Gatten erscheinen wollte. Sie fühlte sich feindlichen Gewalten preisgegeben und stand wie eine Märtyrerin auf glühenden Pflugscharen. Während die anderen Damen bemüht waren, sich doch wenigstens ein Stückchen bewegen zu lassen, dachte sie nichts als lauter Interjektionen, nichts als lauter Ahs und Ohs und O Gotts!

Man sprach von Spitzen, Stiekereien und von Wohltätigkeit, und Madame Mère ging im Geist die Liste der Spenden durch und verglich die geleisteten Beträge mit dem Toilettenaufwand der Damen. Da war die Frau des Gendarmeriekapitäns Paoli, und die hatte ein Foulardkostüm, das in keinem Verhältnis zu der Lumperei von fünfzig Franken stand, die sie geopfert hatte.

„Ihr Mann ist mit den Paolis in Ajaccio verwandt,“ sagte sie, „eine vortreffliche Familie! Der alte Haudegen Paoli, der Freiheitskämpfer von Korsika . . . mein Gott, ich sehe ihn vor mir, wie er leibt und lebt! Er ist der Feind meines Sohnes gewesen. Und ihm haben wir unsere Verbannung von Korsika zuzuschreiben. Aber ich bin ihm dankbar, denn das war ja der Anfang der Laufbahn meines Sohnes . . . und wissen Sie, er ist die Bravheit selbst gewesen. Ich hätte ihm mitten in allen Feindseligkeiten ruhig ein Vermögen anvertraut, wenn ich eines gehabt hätte. Und so sind alle Paolis — die ehrenwertesten Menschen von der Welt . . .“

Obzwar Frau Paoli bisher von dieser Verwandtschaft ihres Gatten mit den Paolis von Korsika noch kein Sterbenswörtchen gehört hatte, verneigte sie sie sich in dankbarer Erregung, denn es ist immer angenehm, in den Augen einer kaiserlichen Hoheit zu einer solchen Familie zu gehören.

„Es gibt auch künstlerische Naturen in dieser Familie . . . ja, Madame . . . Da ist der kleine Martino, eine unbedeutende Erscheinung, aber wie er malt, beim Himmel! . . . Er ist ein großer Maler geworden. Man sieht, daß auch Ihr Gatte etwas von diesem Talent abbekommen hat. Sie brauchen nicht zu erröten, Madame . . . es ist die Wahrheit. Mein Sohn schätzt Ihren Gatten sehr. Wissen Sie, woran ich den malerischen Blick Ihres Gatten merkte . . .?“

Frau Paoli brauchte keine Spannung zu heucheln. Daß ihr Gatte einen malerischen Blick hatte, war ihr ebenso sonderbar, wie wenn man ihr gesagt hätte, er wäre früher auf den Südseeinseln Kannibale gewesen.

„Nun, es ist Ihre Toilette, kleine Frau,“ fuhr Madame Mère fort, „man merkt, daß der Blick eines Mannes darauf gehaftet hat. Der Blick eines Mannes, der künstlerische Neigungen hat. Es ist das Malerische, das sogleich in die Augen fällt. Aber bei allem feinen Empfinden . . . dem Mann fehlt doch der Sinn für das Pikante. Das ist die Kunst der Frau. Sehen Sie, meine kleine Spitze um den Halsauschnitt und Ihre Toilette ist vollkommen, ist ein Höhepunkt. Ach, meine Liebe, ich habe eine so entzückende kleine Spitze für Sie. Besuchen Sie mich doch morgen . . . ich will Ihnen diese Spitze aufheben, ich werde sie niemand anderem geben . . . Sie sollen Ihre Freude daran haben.“

„Diese Frau hat die Instinkte einer Steuer-schraube,“ sagte der päpstliche Kammerherr Vantini zu Corunel, „sie hätte unter Ludwig dem Sechzehnten Generalpächter werden sollen, da hätte sie in zwei Jahren zwanzig Millionen für sich zusammengebracht.“

Dann ließ er sich von Corunel weiterführen, denn er war erst vor fünf Tagen auf der Insel eingetroffen und hatte die Einladung nach seiner Audienz bei Kaiser empfangen, ohne Madame Mère vorgestellt zu sein.

Prinzessin Pauline war mit Thomas durch alle Säle gezogen, nachdem sie den Gouverneur Drouot abgeholt hatte. Es war ihr ein Vergnügen gewesen, zu sehen, wie der General mit seinen Blicken an dem glücklichen Leutnant herumdochte.

„Sehen Sie,“ sagte sie, als sie auf die Schwelle des blauen Zimmers trat, unter dessen Glasluster Madame Lätizia residierte, „meine Mana veranstaltet eine Volksausgabe von kaiserlicher Hoheit.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus aller Welt.

(Postnachrichten.)

Der deutsche Kaiser bei Hagenbeck. Der Kaiser stattete bei seinem letzten Aufenthalt in Hamburg dem Hagenbeckschen Tierpark in Stellingen einen Besuch ab. Bei dieser Gelegenheit ließ sich der Kaiser durch Kommerzienrat Karl Hagenbeck an der Hand eines plastischen Tonmodells in großen Zügen die Anlage des für Berlin geplanten Tierparks erklären. Wie gemeldet wird, führte Kommerzienrat Hagenbeck aus, daß der neue Berliner Tierpark nach Weltteilen eingeteilt werden soll. Es soll eine europäische, eine afrikanische, eine asiatische, eine australische und eine amerikanische Abteilung geschaffen werden. Jede dieser Abteilungen ist eine Anlage für sich und weist die in dem betreffenden Erdteil eigentümliche Fauna in natürlichen Bilde auf. Die gesamte Anlage soll „Natur in Natur“ sein. Die kleinen Raubtiere sollen nicht, wie anfangs beabsichtigt war, frei untergebracht werden, sondern es sollen eigene Kleibraubtierhäuser erbaut werden; diese Häuser sollen aber keine Eisenkäfige sein, sondern sollen sehr weitläufig gebaut werden, damit die Tiere die Gefangenschaft tunlichst wenig empfinden. Die Tiere sollen ein Leben führen, wie es dem natürlichen Leben in der Freiheit entspricht. Die Raubvögel sollen in in Riesenvoliere gehalten werden, die so geräumig hergestellt werden, daß die Vögel ein bequemes Fliegen haben. Als besondere Sehenswürdigkeiten bezeichnete Kommerzienrat Hagenbeck dem Kaiser das zu errichtende Reptilienhaus, das Aquarium, und als einzige Einrichtung auf dem Kontinent ein in seiner Anlage vollständig neues Insektorium. Der Kaiser sprach Herrn Hagenbeck für die großzügige Ausarbeitung des Projektes seine Anerkennung aus und äußerte sich besonders befriedigt darüber, daß die jetzigen Anlagen und Anpflanzungen in der Jungferneide nicht nur erhalten, sondern durch den neuen Tierpark noch eine Erweiterung und Verschönerung erfahren werden. Bei der Besichtigung der Hagenbecksehen Straußenfarm gab der Kaiser dem Wunsche Ausdruck, auf seiner in Deutsch-Südwestafrika erworbenen großen Farm von 100.000 Morgen, die zurzeit der Schafzucht dient, eine große Straußenfarm einzurichten und sie durch Hagenbeck bevölkern zu lassen, ohne dadurch, wie der Kaiser sich scherzhaft ausdrückte, „Hagenbeck Konkurrenz machen zu wollen“. Der Kaiser hielt eine derartige Anlage für sehr zweckmäßig, weil der Boden seiner Farm — eine notwendige Vorbedingung — sehr kalkhaltig ist. Kommerzienrat Hagenbeck ging auf den Plan ein und erbot sich, dem Kaiser ein Projekt zu entwerfen, das keine großen Kosten verursache, da die Firma Hagenbeck Straußenzucht in der Nähe von Swakopmund betreibt, die kaiserliche Farm also von dort aus bevölkert werden könne. Der Besuch des Kaisers endete in der Ausstellungshalle der Straußenfarm, wo der Kaiser mit großem Interesse die fertigen Federn, die der eigenen Zucht entnommen sind, besichtigte, und dabei für die Kaiserin und die Prinzessin Viktoria Luise je einen Schmuck weißer Federn bestellte. Der Kaiser sprach dabei den Wunsch aus, recht schöne Pleureusen zu erhalten, indem er hinzufügte: „Auf eine oder zwei Mark kommt es nicht an!“

Chateau-Lafite kommt unter den Hammer. Eine aus verschiedenen Gründen interessante Versteigerung wird demnächst in Paris stattfinden. Sie wird bereits öffentlich unter dem Titel „Versteigerung Rothschild“ angekündigt, und es han-

delt sich in der Tat um einige Stücke des Rothschildsehen Familienvermögens, die zu barem Gelde gemacht werden sollen. Sie stammen aus dem Nachlasse des 1905 verstorbenen Barons Alphons von Rothschild, des Chefs des Pariser Bankhauses „Gebrüder Rothschild“, der ein hervorragender Kunstsammler war und dessen Haus im gesellschaftlichen Leben der französischen Hauptstadt eine der ersten Rollen spielte. Zu dem großen Vermögen, das er bei seinem Tode hinterließ, gehören einige Immobilien, die er mehreren seiner Erben gemeinsam vermacht hat und die nun, damit ihre Teilung vorgenommen werden kann, meistbietend veräußert werden sollen. Insgesamt stellen diese Immobilien einen Wert von acht Millionen Franken dar, also, vom Rothschildsehen Standpunkte aus, eine Bagatelle. Und es befinden sich darunter das weltberühmte Chateau-Lafite, jene Domäne im Departement der Gironde, die ihrer köstlichen Weine wegen in der ganzen Welt bekannt und berühmt ist. „Chateau-Lafite“ ist, wie jeder Kenner weiß, die beste Sorte des roten Bordeauxweins, genauer gesagt, das Médoc, und zwar verdankt der „Chateau-Lafite“ seine Vortrefflichkeit der besonderen Zusammensetzung des aus Quarz, Sand und Tonerde zusammengesetzten Bodens. Die Weinberge von Chateau-Lafite haben eine Ausdehnung von 130 Hektar, und der beste Teil davon, etwa 70 Hektar, wurde im Jahre 1868 von Baron Alphons Rothschild für vier und eine halbe Million Franken gekauft. Für die Versteigerung der Domäne ist der Grundpreis von anderthalb Millionen Franken angesetzt worden. Man irrt wohl nicht, wenn man annimmt, daß die Versteigerung nur geschieht, um dem Willen des Erblassers formell gerecht zu werden, daß Chateau-Lafite aber auch künftig in den Händen der Rothschilds, die ja doch niemand in ganz Frankreich überbieten könnte, verbleiben wird.

Entführung einer Minderjährigen. Am 24. Juni verschwand die 17jährige Schülerin der Akademie für Musik und darstellende Kunst Hilda S. aus der elterlichen Wohnung. Sie hatte in einem zurückgelassenen Briefe die Absicht kundgegeben, sich in den Donaustrom zu stürzen. Die Eltern bezweifelten jedoch den Ernst der Absicht und waren der Meinung, daß das auffallend hübsche Mädchen aus Wien entführt worden sei. Die Annahme ist auch richtig gewesen, denn von Hilda S. traf in Wien ein Brief aus London ein des Inhalts, daß sie von einem Baron entführt worden sei und daß der Entführer sie dort sitzen gelassen habe. Den Namen des Entführers nennt sie nicht. Die Wiener Polizeidirektion hat sich sofort nach London gewandt, und es ist schnell gelungen, das Mädchen ausfindig zu machen und es vor weiteren Fährnissen zu bewahren. Die Eltern sind nach London gereist, um ihr Kind in die Heimat zu holen. Die Erhebungen über die Person des Entführers sind im Gange.

Berliner Nachtleben. Vor Kurzem wurde zu Berlin in der Biberstraße das Restaurant Bülow-Kasino ausgehoben. In dem Hause befindet sich seit einigen Jahren ein Restaurant, das nach außen hin einen durchaus soliden Eindruck macht. Es wurde aber bereits seit langer Zeit von der Polizei unauffällig beobachtet. Die Ermittlungen, die über die Gäste dieses Lokals angestellt wurden, ergaben, daß sich dort hauptsächlich Leute zusammenfinden, die ungestört ihren perversen Neigungen fröhnen wollen. Das Publikum setzte sich vorwiegend aus Schauspielern, Artisten und Kellnern zusammen, denen sich eine kleine Anzahl weiblicher Personen mit verwandten Neigungen zugesellt hatte. Zumeist wurden Schiebetänze seltsamer Art ver-

anstaltet. Auch pflegte man Vorträge und Chansons anstößigen Charakters zum besten zu geben. Eine weitere Veranlassung zum Einschreiten der Polizei bildete das überaus jugendliche Alter der Teilnehmer an diesen nächtlichen Zusammenkünften, des in einem einzigen Falle 26 Jahre, vorwiegend aber 15, 16 und 17 Jahre betrug. Um der Behörde gegenüber den Charakter eines durchaus anständigen Geschäftes zu wahren, hatte die Inhaberin des Lokals die Versammlung als geschlossene Gesellschaft angemeldet. Außerdem war es ihr dadurch ermöglicht, die Polizeistunde, die für das Lokal mit 11 Uhr angesetzt war, bis in den frühen Morgen hinein auszudehnen. Die eigentliche Inhaberin des Bülow-Kasinos ist nach der polizeilichen Eintragung ein Fräulein Helene Diller. Es hat sich aber herausgestellt, daß sie eine Teilhaberin und Helferin in der Person einer geschiedenen Frau Rechtsanwält Bloch hat. Die beiden Damen führten in der Friedrichstraße ein sogenanntes Hotel garni. Als dritter Beteiligter kommt noch ein Herr Siemens in Betracht, der allerdings nur nach außen hin den Betrieb des Kasinos geleitet hat. Die Aushebung kam allen Beteiligten, die sich zunächst durch Vereinskarten legitimieren wollten, ganz unerwartet. Alle Personen, die bei der Aushebung betreten wurden, mußten zur Feststellung ihrer Personalien nach der Polizeiwache folgen.

Sturz eines Aviatikers in die Adria. Als der Aviatiker Guido Prodan kürzlich von der Hafenstadt Fiume nach Abbazia fliegen wollte, brach ein Zylinder seines Motors und fiel ins Meer. Prodan versuchte mittelst Gleitfluges zu landen, stürzte jedoch samt seinem Apparat, etwa 1 Kilometer von Lovrano entfernt, in die Fluten. Er erhielt sich durch Schwimmen so lange über Wasser, bis ihn ein Torpedoboot aufnahm. Prodan hat im Gesicht einige Verletzungen erlitten. Sein Acroplan ist in den Wellen verschwunden.

Slawische Träume. Aufsehen erregt eine massenhaft zur Verteilung gekommene Flugschrift in Wien, die von eingefleischtem Haß sowohl gegen Deutsche wie Ungarn Zeugnis ablegt. Das Pamphlet ist im Auftrag von südslawischen Abgeordneten verfaßt. Es verlangt nichts Geringeres als die Schaffung einer rein slawischen Armee. Zu dem Ende soll alles Deutsche und Ungarische aus dem Heere beseitigt werden. Besonders soll darnach getrachtet werden, daß deutsche Offiziere aus serbischen, kroatischen, slovenischen, slovakischen und bosnischen Regimentern entfernt werden. Die Flugschrift wird namentlich in militärischen Kreisen lebhaft besprochen. Man erwartet, daß sie ehestens eine gepfefferte Entgegnung finden wird.

Der Streit um die Juwelen der Bragança. Die portugiesische Kammer hat einen Gesetzentwurf angenommen, nach dem der vertriebenen Familie des Exkönigs Manuel sofort ihr Privateigentum zurückgestellt wird. Dieser Besitz besteht in der Hauptsache aus einigen Juwelen, alten Möbeln, einer Anzahl Gemälde alter Meister und wertvollen Teppichen, die sich in den früher königlichen Palästen Necissidades, Ajuda, Villaviosa und Mafra befinden. Dagegen weigert sich die Regierung, gewisse andere Gold- und Silbergegenstände herauszugeben, so ein Kreuz des Königs Sancto I., goldene Pokale aus der Zeit König Manuels I. und das Schwert des Prinzen Alvares Pereira. Der Knauf dieses Schwertes ist mit kostbaren Steinen besetzt. Dom Manuel besteht auf der Auslieferung dieser Familienandenken der Familie Bragança, die Regierung erklärt jedoch, daß sie Staats Eigentum seien. Eine Kommission wird jetzt entscheiden, ob sie Dom Manuel oder dem Staat gehören.

Tod des Herzogs von Treviso. Im Alter von 67 Jahren ist in Paris, wie man meldet, Eduard Napoleon César Mortier, Herzog von Treviso, eines plötzlichen Todes gestorben. Die auf den Schlachtfeldern des ersten Kaiserreichs begründete napoleonische Aristokratie verliert durch seinen Tod eine ihrer in gesellschaftlicher Hinsicht hervorragendsten Gestalten. Dieser Herzog von Treviso war der vierte Träger seines historischen Namens und ein Enkel jenes Marschalls Mortier, dem Napoleon I. mit der Herzogswürde im Jahre 1808 das Prädikat „de Trévisé“ zur Erinnerung an seine Feldzüge in der Lombardei und zugleich eine Jahresrente von 200.000 Franken verlieh. Der Marschall Mortier, der in unzähligen Schlachten gefochten, Hannover, Kassel und Hamburg an der Spitze der französischen Truppen erobert hatte, sollte nicht durch eine feindliche Kugel sterben, sondern wurde an der Seite des Königs Ludwig Philipp I., der ihn zum Kriegsminister und Ministerpräsidenten gemacht hatte, am 28. Juli 1835 ein Opfer der Höllemaschine Fieschis. Während viele der siegreichen Heerführer Napoleons bekanntlich sehr niedrigen Ursprungs und aus den tiefsten Schichten des Volkes hervorgegangen waren, stammte der erste Herzog von Treviso aus einer angesehenen Bürgerfamilie: sein Vater war Deputierter der Generalstaaten. Auch die Herzöge von Treviso haben sich wie andere Adelsfamilien des ersten Kaiserreichs mit der alten französischen Aristokratie durch Heiraten eng verbunden. Der jetzt verstorbene Herzog von Treviso führte die Existenz des vornehmen Pariser Grandseigneurs, besaß ein schönes Palais im Faubourg Saint-Honoré und ein stattliches Landschloß. Er war Mitglied der exklusivsten Klubs und man war gewohnt, ihn dort zu sehen, wo die gute Gesellschaft sich vereinigte. Sein Herzogstitel vererbt sich nunmehr auf den einzigen Sohn, der seiner Ehe mit einem Fräulein de Beuperger entsprossen ist.

Das Ende der Festung Magdeburg. Am 1. Oktober wird aus Anlaß des Reichshaushaltsetats 1912 Magdeburg nach einer Verfügung des Kaisers als Festung aufgelassen. Die Stellen des Kommandanten und des Artillerieoffiziers vom Platz und des Vorstandes des Artilleriedepots kommen in Wegfall. Die Geschäfte des Garnisonkommandos von Magdeburg nimmt vom 1. Oktober ab ein vom Generalkommando des vierten Armeekorps bestimmter höherer Truppenbefehlshaber der Garnison Magdeburg neben seinen sonstigen Dienstgeschäften wahr. Kommandant von Magdeburg ist zurzeit noch der Generalleutnant v. Mentz. Der bisherige Artillerieoffizier vom Platz und Vorstand des Artilleriedepots, Hauptmann Chorus, ist zum Stab des Fußartillerieregiments N. 10 versetzt worden. An seine Stelle tritt bis zum 1. Oktober der bisherige Bataillonskommandeur im Infanterieregiment Nr. 55, Major Freiherr v. Kittlitz.

Der Steuerzettel über 2 Pfennig. Seit Jahren erhält ein Einwohner Düsseldorfs von der Steuerkasse des Nachbarstädtchens Reuß regelmäßig mit 10 Pfennig frankiert eine Rechnung zugestellt: „Für Grundsteuer 5 Pfennig, davon ab als Gutschrift für Jagdpacht 3 Pfennig, verbleiben 2 Pfennig, die an die Steuerkasse Reuß zu entrichten sind.“ Bisher hat der Steuerpflichtige prompt die Schuld in Jahresraten beglichen. Jetzt will er die Steuer mit 1 Mark im voraus für 50 Jahre bezahlen unter der Voraussetzung, daß die Stadt Reuß ihm das im gleichen Zeitraum ersparte Porto von 5 Mark vergütet.

Die Entdeckung einer altgermanischen Ansiedlung in der Mark. Auf dem Rittergut Paulinaue im Kreise Westhavelland, an

der Berlin-Hamburger Bahn, hat Dr. Albert Kieckbusch vom Märkischen Museum eine interessante germanische Ansiedlung aus der späteren römischen Kaiserzeit aufgedeckt. Die Anlage hat besondere Bedeutung wegen der Beziehungen, die von hier aus zu dem Bautypus des sogenannten Megaron der Griechen, der Keimzelle des griechischen Tempels, führen. Denn nachdem man zuerst auf eine Herdstelle aus vorgeschichtlicher Zeit gestoßen war, ließ sich der Grundriß eines Hauses feststellen. Er gleicht, wie Dr. Kieckbusch in der „Prähistorischen Zeitschrift“ ausführt, in jeder Beziehung dem vor einiger Zeit gefundenen Haustypus von Buch bei Berlin: viereckig, aber nicht rechtwinklig, mit Vorhalle. Am Herde, der in der einen Hausecke lag, fand sich ein Gefäß spätrömischer Form, das eben das Haus als jener Zeit entstammend charakterisiert. Man stieß auch auf das Skelett eines Hundes; er scheint aber nicht gegessen, sondern geopfert worden zu sein. Das Haus beweist nun, daß die Germanen noch während der spätrömischen Kaiserzeit den Pfostenbau übten.

Ein Bad unter dem Hammer. Im Konkurs des Badbesizers Eichholz in Hamburg kam vor dem Amtsgerichte Oelde das in der Gemeinde Siesborn gelegene Eichholzsche Soolquellenfeld „Deutschland“ mit dem Villenkoloniegelände und der begonnenen Kurhausanlage zur Zwangsversteigerung. Das Höchstgebot gab die „Deutsche Bodengesellschaft Altenahr“ mit 90.300 Mark. Die Gewerbebank Hamburg, die mit Forderungen in Höhe von einer Million Mark ausfällt, bot 90.000 Mark. Der gebotene Höchstpreis erscheint in Ansehung der zahlreichen, zum Teil wertvollen Objekte recht niedrig.

Bedeutungsvolle Erscheinungen in der Bevölkerungsbewegung Deutschlands. Der Bericht über das Gesundheitswesen des preußischen Staates im Jahre 1910, bearbeitet in der Medizinalabteilung des Ministeriums des Innern, lenkt die Aufmerksamkeit auf gegensätzliche Erscheinungen der Bevölkerungsbewegung in Deutschland. Die Gesamtsterblichkeit ist in Preußen mit 16,3 Todesfällen auf 1000 Einwohner auf die bisher niedrigste Ziffer gesunken. Dagegen hat die Geburtenziffer mit nur 30,83 Lebendgeborenen auf 1000 Einwohner noch weiter als in früheren Jahren abgenommen. Das Gesamtergebnis dieser gegensätzlichen Momente war trotzdem noch ein erfreuliches! Die Volksvermehrung war mit 581.465 wiederum höher als in den Vorjahren. Trotzdem stellt der Geburtenrückgang in Preußen eine Erscheinung dar, die nicht ernst genug genommen werden kann. Das Jahr 1910 zeigt gegen 1909 eine absolute Abnahme von 30.417 Geborenen. Im Jahre 1901 kamen noch 36,52 Lebendgeborene auf 1000 Einwohner, im Jahre 1910 nur noch 30,83. In dieser Reihe von Jahren ist es, abgesehen von einer Unterbrechung durch eine kräftige Aufwärtsbewegung 1904 und einem kleinen Aufstieg 1906, mit dem Prozentsatz der Geburtenziffer stetig bergab gegangen. Auch für das Deutsche Reich ist ein allmählich zunehmender Geburtenausfall festgestellt worden. Auf 1000 Einwohner fielen hier 1876 42,6, 1890 38,3, 1907 33,2, 1910 30,7 Geburten. Im Jahre 1910 machte sich zudem nicht bloß ein prozentueller, sondern absoluter Rückgang der Geburten im Deutschen Reiche bemerkbar, indem die Zahl der Geburten diesmal zum erstenmal seit 13 Jahren weniger als zwei Millionen betrug. Diese Abnahme der Geburten in Preußen und Deutschland versteckte sich bislang noch hinter der alle Erwartungen übertreffenden Besserung der Sterblichkeitsziffer. Betrachten wir diese Lichtseite des Bildes der Bevölkerungsbewegung näher, so er-

gibt sich in Preußen für 1875 noch eine Sterblichkeitsquote von 26,3 Personen auf 1000 Einwohner, für 1910 von nur noch 16,3. Entsprechende Zahlen für das Reich ergeben folgende absteigende Linie: 1876 29,3, 1881 26,9, 1891 24,7, 1906 21,8, 1908 19,0, 1910 17,1. Zwar macht sich auch in den anderen Kulturstaaten ein Rückgang der Sterblichkeit bemerklich, aber doch bei weitem nicht in so großem Maßstabe wie in Deutschland. Wir sehen hier das Ergebnis der unausgesetzten Bemühungen der Mediziner, Hygieniker und praktischen Spezialisten. Der Prophylaxe gegen Krankheiten, der hygienischen Verbesserung der Städte, der Versorgung der Bevölkerung mit Aerzten und Krankenhäusern, den Fortschritten der Wissenschaft selber und nicht zuletzt der staatlichen Arbeiterfürsorge, die sich mehr und mehr auf vorbeugende Maßnahmen gegen Krankheiten und Verletzungen der Arbeiter richtet, haben wir diese Wunder zu danken. Das preußische Ministerium des Innern hat denn auch auf Grund der jüngsten Ergebnisse der Bevölkerungsstatistik einen Erlaß an die Regierungpräsidenten gerichtet, worin sie zu Erhebungen über die Ursachen des Geburtenüberschusses in Preußen aufgefordert werden. Nach Eingang der Berichte der Regierungpräsidenten wird das Ministerium über die einzuleitenden Maßnahmen zur Verhinderung eines weiteren Rückganges der Geburtenziffer beschließen. Ohne den Ergebnissen der Untersuchungen vorgreifen zu wollen, lassen sich doch über die allgemeinen Ursachen des Geburtenrückganges aus der Kenntnis des praktischen Lebens einige Mutmaßungen hegen. In erster Linie dürfte das Problem sozialer, nicht physiologischer Natur sein. An eine einsetzende Erschöpfung der Rasse zu denken, liegt keinerlei Anhaltspunkt vor. Man hat ein soziales Gesetz formuliert, wonach steigender Wohlstand von sinkenden Geburtenziffern begleitet ist. Ebenso lehrt die geschichtliche Erfahrung, daß die höhere Zivilisation und Kultur den Drang des Individuums zu selbständiger und möglichst unbeeinträchtigter Entfaltung, und zwar häufig auf Kosten der Fortpflanzung steigert. Das Anwachsen der Ansprüche an das Leben in idealer Konkurrenz mit der zunehmenden Kompliziertheit und Unsicherheit des Lebens mag dazu führen, den Zuwachs der Familie als Last zu empfinden. Wir brauchen bloß einen Blick auf die Wohnungsverhältnisse der Großstädte zu werfen, in denen viele Hausbesitzer aus Eigennutz und Bequemlichkeit Kinderlosigkeit oder geringe Kinderzahl oft genug zur Voraussetzung bei Abschluß des Mietkontraktes machen, um die Schwierigkeiten zu erkennen, die kinderreichen Familien bei dem engen Zusammenwohnen in den Städten auf Schritt und Tritt begegnen. So ist das Wohnungswesen, dieses ebenso schwierige wie wichtige soziale Problem, sicherlich in hervorragendem Maße auch an der Frage des Geburtenrückganges beteiligt. Allerdings beruht das sogen. Zweikindersystem, wie es in Frankreich in so verhängnisvoller Weise um sich gegriffen hat, nicht bloß auf sozialen und ökonomischen, sondern auch auf ethischen und psychologischen Ursachen. Die Statistik legt die Vermutung nahe, daß an dem Sinken der Geburtenziffern in erster Linie die städtische Bevölkerung die Schuld trägt. So tritt hier die Leutenot und die Abwanderung vom Lande in die Stadt in anderer Form als Bevölkerungsproblem wieder auf und die Zweckmäßigkeit, ja Notwendigkeit der inneren Kolonisation tritt auch hier in den Vordergrund. Für die Großstädte aber wäre in erster Linie durch Förderung der Gartenstadtbewegung, gemeinnütziges Bauwesen, Ausbildung der Verkehrsmittel Abhilfe anzustreben. Zur Vervollständigung ist noch darauf hinzuweisen, daß

nicht bloß die Fruchtbarkeit der Ehen, sondern auch die Häufigkeit der Eheschließungen seit 1906 eine fortdauernde Verminderung erfahren hat. Solche Bevölkerungssorgen weisen eine gewisse Analogie mit dem französischen Bevölkerungsproblem auf, bei der indessen zurzeit noch der Gegensatz bei weitem größer ist als die Ähnlichkeit. In Frankreich ist für das Jahr 1911 ein Rückgang der Bevölkerung von 35.000 Seelen festgestellt worden. Was in Deutschland eine immerhin erst in der Zukunft drohende Sorge ist, das bildet in Frankreich seit Jahren ein aktuelles Problem, das ebensowohl eine ernste soziale und wirtschaftliche, wie militärische und politische Bedeutung hat.

Indem diesjährigen deutschen Kaisermanöver wird die rote Partei sich zwischen der mittleren Oder und Elbe, die blaue Partei an der Saale versammeln. Nähere Einzelheiten werden von der Militärbehörde geheim gehalten, um die Kriegsmäßigkeit des Manövers zu gewährleisten. Aus den gleichen Gründen wird der Unterkunfts-ort der Manöverleitung erst kurz vor dem Manöver bekannt gegeben werden. Der Kaiser hat daher auch auf ein festes Standquartier verzichtet und wird in Baracken wohnen, die je nach dem Gange der Ereignisse in wenigen Stunden verlegt werden können. Auch im diesjährigen Kaisermanöver werden den beiden Parteien die neuesten technischen Hilfsmittel in kriegsmäßigem Umfange zur Verfügung gestellt werden. Sämtliche Infanterieregimenter rücken mit dem Feldfernsprechgerät aus, das bekanntlich in erster Linie dazu dient, die Truppe während des Gefechts mit den vorgesetzten Stellen zu verbinden. Die höheren Kommandobehörden erhalten Fernsprechabteilungen für die Nachrichten- und Befehlsübermittlung zugewiesen. Die Funkentelegraphie wird zur Uebermittlung von Befehlen der Armeekommandos an die Heereskavallerie und Lenkluftschiffe dienen. Armeekommandos, Kavalleriedivisionen und Lenkluftschiffe werden daher mit Funkstationen ausgerüstet sein. Während im vorjährigen Kaisermanöver zum ersten Male Flieger in beschränkter Zahl Verwendung fanden, werden in diesem Jahre, der fortgeschrittenen Entwicklung des Militärflugwesens entsprechend, eine Anzahl beweglicher Fliegerabteilungen vertreten sein. Die Ergebnisse aus dem Kaisermanöver 1911 haben die hohe Bedeutung der Flieger für die weitere Aufklärung klar bewiesen. Wenn auch die Verwendung und die Tätigkeit der Flugzeugführer und Beobachtungsoffiziere noch nicht in allen Fällen einwandfrei war, so lag das einerseits in der mangelnden Erfahrung über die beste Verwendbarkeit, andererseits in der noch nicht genügenden Vorbildung der deutschen Flieger in der Beobachtung großer Truppenmassen. Trotzdem waren die Ergebnisse zum größten Teil vorzüglich. Die Deutschen haben in einem Jahre im Flugwesen viel gelernt, und so wird man in den diesjährigen deutschen Kaisermanövern voraussichtlich eine große Anzahl Fliegeroffiziere nicht nur bei den Armeekorps, sondern auch weit voraus bei der Heereskavallerie sehen können. Hoffentlich ist das Wetter den Fliegern in ihrem schweren Beruf günstig. Für das Publikum sind die zahlreichen Flugzeuge mit ihren oft unvermuteten Landungen nicht ungefährlich. Die Zivilbehörden des Manövergeländes werden durch Bekanntmachungen und Maueranschläge das Publikum auf ein sachgemäßes Verhalten Luftfahrzeugen gegenüber aufmerksam machen. Sicherem Vernehmen nach wird auf einer Partei ein Zeppelinluftschiff am Manöver teilnehmen, während die andere Partei ein Parsevalluftschiff erhält. Die Mitglieder des Deutschen Freiwilligen Automobilkorps

und des Deutschen Allgemeinen Automobilklubs (Motorfahrer) werden sich in diesem Jahre der Größe und Ausdehnung des Manövers entsprechend in anerkennenswerter Weise besonders zahlreich in den Dienst der Heeresverwaltung stellen.

Ein geheimnisvoller Dokumentendiebstahl. Wie aus Madrid gemeldet wird, ist dort ein Franzose, der sich im Besitz zahlreicher, augenscheinlich gestohlener historischer Dokumente befand, verhaftet worden. Man fand bei ihm zum Beispiel die Rektifikation des geheimen Friedensvertrages, der zwischen Ludwig XIV. und Philipp IV. von Spanien geschlossen worden ist, ferner den Heiratsvertrag Ludwig XIV. mit Maria Theresia, der Tochter Philipps IV., sowie verschiedene Dokumente aus der Zeit Kaiser Karls V. Alle Dokumente sind angeblich authentisch. Die Polizei bewahrt strengstes Stillschweigen über die ganze Angelegenheit.

Landwirtschaftliches

Allen Anschein nach ist es der Wissenschaft gelungen, ein wirksames Mittel gegen die Heuschreckenplage, welche im Süden unseres Kontinents und in Afrika alljährlich der Landwirtschaft enormen Schaden zufügt, zu entdecken. Die Entdeckung ist dem französischen Naturforscher Dr. d'Herelle zu danken, wobei der Zufall eine große Rolle gespielt hat. Dr. d'Herelle befand sich vor längerer Zeit studienhalber in Yucatan, Mexiko, wo er sich hauptsächlich der Beobachtung der Wanderheuschrecken und ihrer Lebensweise widmete. Er fand, daß die Heuschrecken massenhaft einer ansteckenden Krankheit, einer Art Cholera zum Opfer fielen, und basierte darauf seine Untersuchungen. In den Därmen der toten Insekten fand er stets einen Bazillus, den er isolierte und künstlich züchtete. Er nannte ihn *Cocobacillus aeridiorum*. Bei dem ersten Infektionsversuch, welchen Dr. d'Herelle unternahm, starben die 24 Heuschrecken, welche er dazu benutzte, im Zeitraume von 1 und 23 Stunden. Weitere Experimente ergaben dasselbe günstige Resultat und er fand im vollen Umfange die Ergebnisse seiner in Yucatan gemachten Vorstudien bestätigt. Die Bauern, mit denen er dort zusammentraf, hatten ihm erzählt, daß die Heuschreckenplage sich in den letzten Jahren bedeutend vermindert habe.

Dr. d'Herelle wurde von der argentinischen Regierung zu Versuchen in großem Maßstabe gewonnen und alle hatten den Erfolg, daß die infizierten Heuschrecken nach kurzer Zeit starben. Ueber einen der Versuche, der in der Provinz Santa Fé unternommen wurde, berichtet die Inspektion der *Defesa Agricola* wie folgt:

„Am Mittag des 16. Januar wurde mit einem halben Liter Bazilluskultur in Fleischbrühe ein Heuschreckenschwarm von einem halben Hektar Ausdehnung infiziert. Am 17. Januar nachmittags fand man schon eine Menge toter Heuschrecken. Am 19. Januar waren ungefähr 40 Prozent tot und zahlreiche Insekten krank. Am 20. Januar hatte die Sterblichkeit schon 75 Prozent erreicht und am 23. Januar wurden nur noch wenige Heuschrecken lebend angetroffen. Andere Versuche waren nicht minder erfolgreich. . . . Man fand kranke Insekten 50 km vom Versuchsfeld entfernt. Der Bazillus war durch Flüchtlinge übertragen worden.“

Dr. d'Herelle wird in Argentinien im kommenden Frühjahr seine interessanten Versuche fortsetzen. Werden damit die Ergebnisse der früheren be-

stätigt, wie man bestimmt erwartet, so wird in der Nachbarrepublik auf der ganzen Linie der Kampf gegen den gefährlichen und bisher unbesiegblichen Feind der Landwirtschaft energisch aufgenommen werden. Der Schaden, welchen die Heuschrecken in Argentinien in den letzten Jahren allein in den Maispflanzungen angerichtet haben, wird auf rund 160.000 Contos pro Jahr berechnet. Der Enthusiasmus, welchen dort die Entdeckung d' Herelles ausgelöst hat, ist deshalb sehr verständlich.

Hoffentlich wird man auch in Brasilien, wo die Heuschrecken ja ebenfalls schon wiederholt große Verheerungen angerichtet haben, Versuche unternehmen und aus ihnen bei neuen Invasionen die richtige Nutzenanwendung ziehen.

Die Orangen-, Tangerinen- und Zitronenbäume werden in der letzten Zeit immer mehr von einer Krankheit befallen, welche von sehr nachteiligen Folgen auf den Früchteertrag ist und die von ihr heimgesuchten Bäume sogar zum Eingehen bringt. Die Krankheit wird erzeugt durch einen Pilz, der den wissenschaftlichen Namen *Hypochnus Michelianus* trägt und sich an den Stämmen und Zweigen ansetzt. Zuerst bilden sich gelbliche oder graugelbe Flecken, die sich rasch vergrößern, bis sie zuletzt Stamm und Zweige ganz überziehen. Das Mycelium des Pilzes dringt in die Gewebe, in die Zellen, in die Holzteile und selbst in die Saftkanäle ein und zerstört schließlich das Leben des Baumes. Die Krankheitskeime werden hauptsächlich durch Wind, Regen und Insekten verbreitet.

Als wirksames Mittel gegen die Krankheit wird empfohlen, die mit Pilzen überzogenen Zweige zu entfernen und zu verbrennen. Von den größeren Zweigen und dem Stamm schabt man den Schwamm mit einem Messer ab, wobei man aber die Rinde schonen muß. Darauf bestreicht man Zweige und Stamm mit sterilisierter Bordelaiser Brühe oder einer 10—15prozentigen Lösung von Carbolineum. Es sei darauf aufmerksam gemacht, daß durch die nicht unschädlich gemachten Pilze die Krankheit leicht auf andere Pflanzen übertragen wird.

Eine neue Aera im Erziehungswesen.

Einer Idee, welche geeignet ist, das ganze Schulwesen umzugestalten, hat die italienische Erzieherin und Aerztin Maria Montessori Ausdruck verliehen. Schulen, die nach ihrem System organisiert worden sind und von denen es bereits in Rom sechs gibt, führen den Namen „Haus der Kindheit“. Die in diesen Schulen erzielten Resultate sind so erstaunlich, daß das System bereits vielfach in der Schweiz in England und Frankreich Nachahmung gefunden hat.

Die Prinzipien dieses Systems laufen darauf hinaus, dem Kind je nach seiner Individualität möglichst freie Entwicklung zu ermöglichen und es für den Kampf ums Dasein heran zu bilden. Es soll lernen, sich frei und ungezwungen zu bewegen und soll Kenntnis von Welt und Leben erlangen, indem man ihm dazu die erforderliche Anregung gibt.

Schon Kindern von drei und vier Jahren werden diese Schulen zugänglich gemacht. Mit Sorgfalt werden sie an Reinlichkeit gewöhnt. Ihre Mahlzeiten tragen sie selber auf und waschen danach das Geschirr selber. Man entwickelt zunächst bei den Kindern die Sinne; wenn der eigentliche Unterricht beginnt, so ist das Gehirn so vorbereitet, daß das Kind in Wochen lernt, wozu man früher Jahre

brauchte. Es wird vermieden, den Widerspruchsgeist des Kindes durch Tadeln zu wecken; die Folge ist, daß es in jenen Schulen keine ungezogenen Kinder gibt. Die Kinder bewegen sich so zwanglos, daß jedes seine Bank an den Platz rückt, der ihm beliebt.

Ein Kind, das die anderen stört, wird nicht getadelt oder bestraft. Man begnügt sich, es auf einen abgesonderten Platz zu setzen, wo es bald zur Erkenntnis seines ungehörigen Verhaltens kommt.

Im Alter von vier Jahren lernt in diesen Schulen ein Kind durchschnittlich in der Zeit von sechs Wochen schreiben und lesen. Der eigenartige Ehrgeiz, der sich bei diesen Methoden im Kind entwickelt, treibt es zu einem ungewöhnlich starken Lerneifer. So sind diese Kinder um viele Jahre im Lernen denen voraus, die nach den alten Methoden unterrichtet werden.

Zu den modernsten und lehrreichsten Unterrichtsmitteln gehören die Wandelbilder, deren realistische Darstellung einen großen Eindruck auf das Kindergemüt macht. In vielen Schulen werden sie bereits mit großem Erfolg angewendet.

Auch der „Nationalverein zur Bekämpfung der Tuberkulose“ bedient sich neuerdings der Wandelbilder, um dem großen Publikum einen effektvollen Anschauungsunterricht über die Gefahren der Ausbreitung dieser schrecklichen Krankheit zu geben.

Humoristisches.

Literaturkunde— schwach. Aus Bayern wird folgendes heitere Stücklein berichtet: Eine amtliche Konferenz. Obenan der Bezirksamtmann und die geistlichen Inspektoren. Letzter Punkt der Tagesordnung: Ergänzung der Distriktsbibliothek. Ein Lehrer, der gern Geschichte studiert, schlägt vor: den Simplicissimus von Grimmelshausen! Einer der „Geborenen“ wittert Unrat. Dienstbeflissen flüstert der akademisch gebildete geistliche Inspektor dem Bezirksamtmann zu: „Der ist ja auf allen Bahnhöfen verboten!“

Sein Wunsch. Baron (zum Diener): „Na, Jean, heut beginnt die Hauptziehung; was würden Sie sich wünschen, wenn ich das große Loos gewönne?“

Jean: „Daß der Herr Baron auch für mich einen Diener engagierte.“

Militärische Mathematik. Hauptmann: (vor der Kompagnie) „In der Kompagnie steckt nix drin, und das muß raus!“

Zu jung. Tochter: „Wenn es Euer Wunsch ist, liebe Eltern, will ich den Herrn Rat heiraten, wenn er auch siebzig Jahre alt ist!“ — Mutter: „Er ist sechzig!“ — „Erst sechzig? Dann muß ich mir Bedenkzeit ausbitten!“

Stark aufgetragen. Tenor: „Schon in meiner frühesten Jugend hatte ich eine brillante Stimme. Wenn ich von meinem Vater Prügel erhielt, sammelten sich die Leute auf der Straße, um diese Stimme zu hören.“

Sächsisch. Hauptmann (in der Instruktionstunde): „Sie Petermann, sagen Sie mir, was ist ein Kreis?“ — Rekrut: „Ae alder Mann, Herr Haubdmann.“

Das bedenkliche Fremdwort. Schuhmachermeister: „Junge, weshalb fürchtest Du Dich, die Rechnung dem Artilleriemajor zu bringen?“ — Lehrjunge: „Meister, das ist gefährlich. An seiner Wohnung hat er anschreiben lassen — „Salve“!“